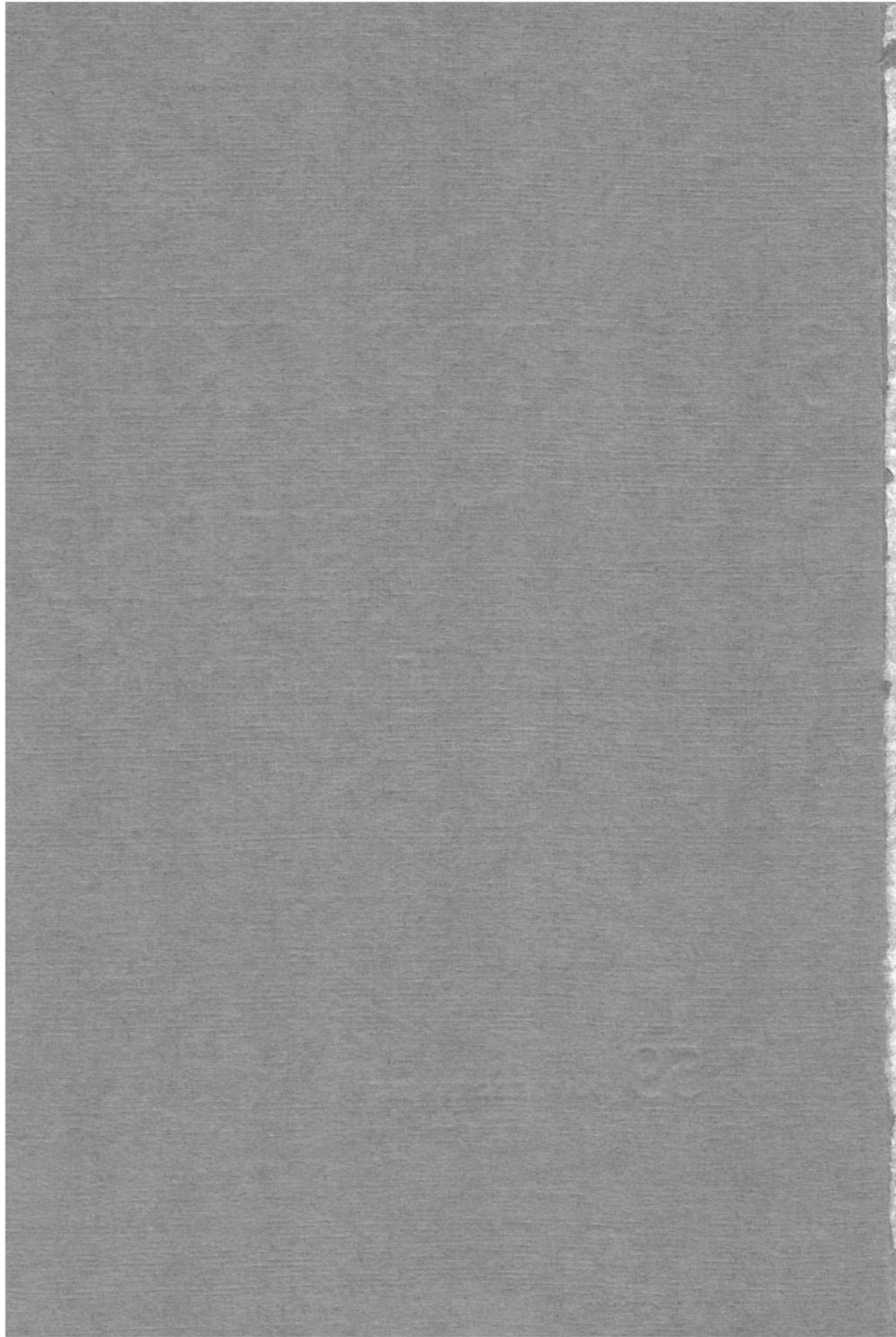


SAARBRÜCKER HEFTE

HEFT 39 SAARBRÜCKEN 1974



Die vorliegende Ausgabe erscheint mit Unterstützung der Saarländischen Sparkassen und der Landesbank und Girozentrale Saar

Die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Dipl.-Ing. Dieter Heinz, Saarbrücken 1, Spichererbergstraße 73 / Herausgeber: Kulturamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht. Preis des Einzelheftes 3,— DM / Abonnementspreis: 2,50 DM. Abonnements werden entgegengenommen vom Minerva-Verlag, 66 Saarbrücken 3, Futterstraße 25, Tel. 35964, und vom Kulturamt der Stadt Saarbrücken, 66 Saarbrücken 3, Großherzog-Friedrich-Straße 6, Tel. 3001402 / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buch- und Offsetdruckerei A. Krüger, Dillingen/Saar.

SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN VOM
KULTURAMT
DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 39 1974



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

INHALTSVERZEICHNIS

5	HANS TRAUTES Erinnerungen an Saarbrücken während des Zweiten Weltkrieges (1939—1945) (VI)
33	MANFRED LANG Eine „Umweltschutzaffäre“ in Saarbrücken aus den Jahren 1803/1804
39	MANFRED LANG Es war im Herbst 1944
61	GERD WEISGERBER Das erste Saarwellinger Schloß, ein Bauwerk von Joseph C. Motte dit la Bonté

MITARBEITER:

HANS TRAUTES, 6634 Wallerfangen/Saar, Eichenbornweg 41

MANFRED LANG, 6606 Saarbrücken 1, Schutzbergstraße 21

Dr. Gerd WEISGERBER, 435 Recklinghausen, Franz-Bracht-Straße 38

ERINNERUNGEN AN SAARBRÜCKEN WÄHREND
DES ZWEITEN WELTKRIEGES (1939—1945) (VI)

(29)

Trotz der vielen und recht massiven Luftangriffe hat die Bevölkerung Saarbrückens — gegenüber anderen deutschen Städten — nur geringe Verluste erlitten. Diese Tatsache kann selbstverständlich für diejenigen Familien kein Trost sein, die einen Angehörigen verloren haben, sie soll aber doch im Rahmen dieser Stadtgeschichte nicht unerwähnt bleiben.

26 Luftangriffe wurden insgesamt auf Saarbrücken durchgeführt und forderten in den einzelnen Stadtteilen folgende Todesopfer:

Malstatt:	345
St. Johann	320
Alt-Saarbrücken:	279
Burbach:	90
St. Arnual:	46
Insgesamt also:	<u>1080</u>

Zu diesen 1080 Todesopfern kommen noch 25, bei denen man den Stadtteil, in dem der Tod eingetreten ist, nicht mehr feststellen konnte und 11, die durch feindlichen Artilleriebeschuß ums Leben gekommen sind. Es ergibt sich also eine Gesamtzahl von 1116. Von dieser waren

689 Männer
427 Frauen
<u>1116</u>

Von diesen 1116 durch unmittelbare Kriegseinwirkungen umgekommenen Personen gehörten allerdings 346 (273 Männer und 73 Frauen) nicht zur Wohnbevölkerung Saarbrückens, so daß sich die Verluste der ansässigen Bevölkerung um diese Zahl verringern und nur noch 770 Menschen betragen.

Zu diesen 770 Zivilisten muß man noch die Zahl derjenigen Saarbrücker einsetzen, die auf den einzelnen Kriegsschauplätzen gefallen oder in der Gefangenschaft gestorben sind:

Zivilisten:	770
Gefallene:	3102
In d. Gef. gest.:	<u>69</u>
Total:	3941

Diese Zahl hat allerdings nur eine bedingte Gültigkeit, denn es ist anzunehmen, daß von den rund 1250 vermißten Soldaten ein beträchtlicher Prozentsatz gefallen oder gestorben ist. Der Totalverlust der Saarbrücker Bevölkerung dürfte also weitaus über der Zahl von 3941 liegen.

1395 der 3102 Gefallenen der Stadt Saarbrücken waren verheiratet. In den verschiedenen Frontgebieten haben ihr Leben gelassen und zwar:

Ostfront:	1611
Deutschland:	385
Westfront:	248
Italien/Afrika:	162
Balkan:	67
Polen:	17
Todesort unbekannt:	<u>612</u>
Total:	3102

Wie groß die Gebäudeverluste waren, die die Stadt Saarbrücken während des Krieges durch Bombenabwurf und Artilleriebeschuß erleiden mußte, wird am besten ersichtlich, wenn man sich den Grad der Zerstörung in den einzelnen Stadtteilen vor Augen hält. Alt-Saarbrücken liegt mit dem weitaus höchsten Zerstörungs-Prozentsatz an der Spitze, während der Stadtteil Jägersfreude die geringsten Gebäudeschäden hatte. Im einzelnen wurden folgende Zerstörungsgrade festgestellt:

Alt-Saarbrücken:	53,6 %
Malstatt:	47,9 %
Burbach:	42,9 %
St. Johann:	15,7 %
St. Arnual:	3,9 %
Jägersfreude:	1,3 %

Mit anderen Worten: von den 10 175 Wohngebäuden, die Saarbrücken 1939 zur Verfügung standen, waren 1945 nur noch 4755 bewohnbar.

Eine absolut genaue Übersicht über die Gebäudeschäden in der Stadt wurde erst am 1. 1. 1946 fertiggestellt. Sie besagt, daß zu diesem Zeitpunkt

2175 Häuser unbeschädigt,	
1960 Häuser leichtbeschädigt	= 0 — 10 %,
1650 Häuser mittelschwer beschädigt	= 10 — 50 %,
1340 Häuser schwerbeschädigt	= 50 — 70 %,
1560 Häuser bedingt totalbesch.	= 70 — 85 %,
1490 Häuser totalbeschädigt	= 85 — 100 %,

10 175 Häuser

waren. die Bevölkerung aber wieder auf 89 000 Personen oder $\frac{2}{3}$ der Einwohnerzahl von 1939 angestiegen war. Diese Menschen mußten in den noch verbliebenen rund 20 000 Wohnungen untergebracht werden. Bei Ausbruch des Krieges besaß Saarbrücken etwa 36 000 Wohnungen.

Der Wiederaufbau stand nach dem Zusammenbruch 1945 fast ausschließlich im Zeichen der Trümmerbeseitigung. Die Trümmerrmassen, die aus dem Stadtgebiet beseitigt werden mußten, wurden auf 1,7 Millionen cbm geschätzt. Um sich ein Bild von dieser gewaltigen Schuttmenge machen zu können, seien nachstehend die Räumungsleistungen, die in der Zeit vom Mai 1945 bis 31. Dezember 1946 in den einzelnen Stadtteilen vollbracht wurden, aufgeführt:

St. Johann:	98 088 cbm
Alt-Saarbrücken:	18 475 cbm
Malstatt:	18 280 cbm
Burbach:	3 000 cbm
	137 843 cbm

Zu diesen 137 843 cbm Trümmer muß man noch 14 572 rechnen, die eine andere als die städtische Initiative aus dem Stadtgebiet geräumt hat, so daß in der vorstehend angegebenen Frist insgesamt 152 415 cbm Schutt aus Saarbrücken abgefahren wurde.

*

Auch auf dem Gebiet der Viehhaltung sind der Stadt Schäden während der Kriegsjahre entstanden, von deren Ausmaß sich der einzelne Bürger gar keine Vorstellung machen kann. Er weiß zwar, daß dieser und jener vor 1939 noch ein Pferd besaß, eine Kuh oder sonst ein Stück Vieh, was aber alles für Tiere und wieviel von ihnen in Saarbrücken gehalten wurden,

davon haben nur die wenigsten eine Ahnung. Nachfolgende Aufstellung soll einiges darüber aussagen und auch, inwieweit sich der Viehbestand in unserer Stadt von 1938 bis 1945 einem zahlenmäßigen Wechsel unterworfen war. In Saarbrücken hatten wir

1938	331	Pferde	1938	449	Bienenvölker
1945	180	Pferde	1945	121	Bienenvölker
Verlust	151	Pferde	Verlust	328	Bienenvölker
1938	190	Rinder	1938	1 455	Schweine
1945	137	Rinder	1945	14	Schweine
Verlust	53	Rinder	Verlust	1 441	Schweine
1938	173	Schafe	1938	18 090	Hühner
1945	66	Schafe	1945	5 122	Hühner
Verlust	107	Schafe	Verlust	12 968	Hühner
1938	597	Ziegen	1938	9 941	Kaninchen
1945	201	Ziegen	1945	15 094	Kaninchen
Verlust	396	Ziegen	Gewinn	5 153	Kaninchen
1938	714	Gänse			
1945	305	Gänse			
Verlust	409	Gänse			

Diese Zahlen enthalten selbstverständlich nicht die Bestände, die in den angegebenen Jahren im Schlacht- und Viehhof und auf den Bahnhöfen standen.

Rechnen wir nun die Gesamtstückzahlen aller Vieharten der beiden Vergleichsjahre zusammen, so ergibt sich daraus folgendes Bild:

1938	31 940	Stück
1945	21 240	Stück
Verlust	10 700	Stück

In sieben Jahren hat sich also der Viehbestand Saarbrückens um $\frac{1}{3}$ verringert und damit das sich schon vor dem Krieg anbahnende, aber langsame Absinken der einzelnen Stückzahlen beschleunigt.

Zweimalige Evakuierung und die dazwischenliegenden Bombenangriffe auf die Stadt haben Saarbrücken auch auf diesem Gebiet beträchtliche Verluste eingebracht.

(30)

Inzwischen hatten sich auch auf der rechten Saarseite Saarbrückens französische Dienststellen niedergelassen. Am St. Johanner Markt — in einem Tabakwarenladen — richtet sich die Gendarmerie ein und am Landwehrplatz, in dem Eckgebäude neben der Feuerwache, das „2ième Bureau“.

Die Uniformen der französischen Gendarmen nehmen sich zwischen den einfachen amerikanischen Militärmontur recht farbig aus.

Von einer wirklich herzlichen alliierten Brüderlichkeit zwischen den Angehörigen der beiden Besatzungen merken die Saarbrücker nicht viel. Im Gegenteil: fast täglich kommt es am St. Johanner Markt zu handfesten Reibereien. Auf der einen Seite „kämpfen“ die weißen und schwarzen GI's und auf der anderen die nicht weniger stabilen Gendarmen. Einmal

müssen sich die Gendarmen sogar eine regelrechte Belagerung ihrer Dienststelle durch die Amerikaner gefallen lassen.

Auch in den Wirtschaften — die nach und nach wieder ihre Pforten öffnen — und in denen die Besatzungssoldaten verkehren, herrschen fast jeden Abend Jubel, Trubel und Heiterkeit. Der reichlich fließende Alkohol und der Streit um irgendeine „Stadtschöne“ Saarbrückens sind meistens die Gründe, warum sich die „unteren Dienstgrade“ der beiden Siegnationen so häufig in wenig herzlicher Zuneigung mit den Fäusten bearbeiten.

Das Ende vom Lied ist dann immer dasselbe: die „Military Police“ braust mit ihrem Jeep heran und stellt mit guten Worten und wenn das nichts nutzt, mit nicht gerade rücksichtsvollen „Armbewegungen“ den Frieden wieder her.

Da der amerikanische Soldat über mehr Schokolade, Schnaps, Konserven und über eine höhere Löhnung als sein französischer Kollege verfügt, fliegen ihm naturgemäß auch mehr „Frauenherzen“ zu. Und dies läßt den GI mit der Zeit fast unerträglich arrogant und überheblich werden. Er zieht an einer Zigarette höchstens drei- oder viermal und wirft sie dann weg. Der Marcel aus Toulouse muß dagegen recht knauserig mit seinen Rauchwaren umgehen.

Und so wächst auch in Saarbrücken bei dem amerikanischen Soldat die Überzeugung heran und nimmt immer unerschütterlichere Formen an: Ich komme — zwinkere mit dem Auge — und schon habe ich gesiegt! Geht dann die Rechnung einmal nicht auf, dann wird der Boy aus Ohio oder Texas ernstlich böse und rabiat.

Auch das haben die Saarbrücker bald herausgefunden: der amerikanische Nationalstolz übertrifft den eines Franzosen erheblich. Läßt der Franzose nämlich eine fremde Sprache gelten und bemüht sich, sie zu verstehen, handelt der Amerikaner gerade umgekehrt. Er setzt voraus, daß die ganze Welt englisch spricht und wird er einmal nicht verstanden, dann schüttelt er voller Mitleid den Kopf, so, als wolle er sagen: „Was seid ihr doch für arme, rückständige Leute!“



Eines Tages erscheint auf dem Saarbrücker Rathaus ein beträchtliches Aufgebot. Es sind Leute, die behaupten, von der Forbacher Stadtverwaltung zu kommen und sich anschicken, das mühsam zusammengetragene und erst recht spärlich vorhandene Büromaterial ihrer Saarbrücker „Kollegen“ zu kassieren. Die Forbacher erklären ihr Vorgehen mit der Begründung, daß ihre Verwaltung während des Krieges unter der Obhut der Stadt Saarbrücken gestanden habe und damals von dieser ausgeräubert worden sei. Ehe die Militärpolizei gegen diese Handlung ihr Veto einlegen kann, sind die freundlichen Herren aus der Nachbargemeinde mit zwei Schreibmaschinen verschwunden.

Auch die „Bergungsaktionen“ im Alt-Saarbrücker Stadtteil in Richtung Grenze gehen munter weiter. Sie können nur sehr schwer unterbunden werden. Die „Military Police“ richtet nur wenig aus.

In Alt-Saarbrücken passiert auch folgendes: Von einer unglaublichen Zerstörungswut befallene Gendarmeriebeamte dringen in verschiedene Wohnungen ein, demolieren die Einrichtung, werfen Hausratgegenstände aus den Fenstern und werfen mit Vorliebe Tintengläser an die Wand.

Die Stadtverwaltung meldet dies der amerikanischen Militärregierung und bittet um Abhilfe. Dieser berechtigte Schritt zeitigt allerdings unerwartete Folgen. Der Beamte, der die Meldung unterschrieben hatte, wird wegen

Verleumdung der verbündeten französischen Streitkräfte angeklagt. Angesichts der noch immer eingeschüchterten Bevölkerung fällt es dem Mann schwer, einen der vielen Tatzeugen zur Aussage zu bewegen. Einem italienischen Staatsangehörigen bleibt es schließlich vorbehalten, den Beamten vor dem Militärgericht zu bewahren. Nur seiner klipp und klaren Aussage, daß es wirklich französische Gendarmerieangehörige waren, die in den Wohnungen so gehaust haben, ist es zu verdanken, daß die Amerikaner das Verfahren wegen Verleumdung einstellen.

*

Zögernd nur und unter großen Schwierigkeiten normalisiert sich das Leben in Saarbrücken. Ein Sitzungsbericht des städtischen Verwaltungsausschusses läßt sich sehr deutlich erkennen. In ihm heißt es:

„Am 14. 4. 1945, vormittags 10.40 Uhr, wurde durch Herrn Oberbürgermeister Wahlster die 5. Sitzung der Stadtverwaltung Saarbrücken eröffnet. Zu dieser Sitzung waren folgende Herren erschienen:

Herr Bürgermeister Detjen
Herr Neu
Herr Tilk
Herr Dr. Braun
Herr Herrmann
Herr Ing. Braun
Herr Treib
Herr Feller
Herr Korn
Herr Brill
Herr Meier

Herr Oberbürgermeister Wahlster bat die Anwesenden, sich zu Ehren des verstorbenen Herrn Präsidenten Roosevelt von den Sitzen zu erheben. Alle Anwesenden erhoben sich von ihren Plätzen. Nach Rücksprache des Herrn Ob. Wahlster mit Herrn Oberst Kelly wurde aus Anlaß des Ablebens des Herrn Präsidenten Roosevelt für Sonntag, den 15. 4. 1945, für alle städtischen Ämter im Rathaus Saarbrücken vollständige Arbeitsruhe angeordnet.

Als dann verlas Herr Ob. Wahlster den Sitzungsbericht vom 11. 4. 1945. Er wurde einstimmig angenommen.

Beschluß Nr. 1

Der Verkauf von Zigaretten für diejenigen Personen, die noch keine Rauchwaren empfangen haben, muß am Sonntag außerhalb des Rathauses vorgenommen werden.

Beschluß Nr. 2

Alle Deutschen, die beim Plündern angetroffen werden, sind durch die Stadt-Polizei festzunehmen, gegebenenfalls festzusetzen. Herr Neu wird beauftragt, eine Bekanntmachung betreffs Plündern zu formulieren und in einer der kommenden Sitzungen vorzulegen.

Beschluß Nr. 3

Herr Bürgermeister Detjen stellte Herrn Hub als den neuen Leiter der städtischen Arbeits-Vermittlung den anwesenden Herren vor.

Beschluß Nr. 4

Herr Ing. Braun stellte die Schwierigkeiten dar, die sich für die städt. Arbeiter für den Übergang der Saar ergeben. Herr Tilk soll veranlassen,

daß ca. 60 städt. Arbeitern auf beschleunigtem Wege der Übergang über die Saar durch Ausstellung von Brücken-Passier-Scheinen ermöglicht wird. Herr Ob. Wahlster schlägt vor, durch eine schriftliche Eingabe bei Herrn Oberst Kelly vorstellig zu werden, daß der Übergang über die Saar für alle Einwohner von Saarbrücken 1 durch die rote Ausweiskarte ermöglicht wird.

Herr Ing. Braun gab bekannt, daß Herr Oberst Kelly eine Liste wünsche über diejenigen Arbeiter, die für Tag- und Nachtverkehr im Dienste der Stadt dringend benötigt werden.

Herr Neu schlägt vor, Herrn Oberst Kelly zu bitten, Anweisungen an die Truppen ergehen zu lassen, bei Nacht erst nach Anruf der Passanten den militärischen Streifen Schußerlaubnis zu geben. Herr Neu gab ferner bekannt, daß z. Z. französische Hilfs-Polizisten aus Forbach und Stieringen in Saarbrücken 1 als Streifen eingesetzt sind.

Herr Dr. Braun berichtete dann über den Stand der Gemeinschaftsverpflegung und schlug vor, zum 1. Mai nach Möglichkeit zum Karten-System für die Lebensmittelversorgung zurückzukehren. Er schlug vor, auf je 2000 Einwohner ein Lebensmittelgeschäft zuzulassen. Gemüse-Einzelhandelsgeschäfte sollen auch wieder zugelassen werden. Die Metzgereien sollen auf die einzelnen Stadtteile aufgeteilt werden. Allen Gemüse-Großhändlern soll zur Verteilung von anfallenden Gemüsen ein LKW zugelassen werden.

Beschluß Nr. 5

Gegen die Rückkehr des Schäfers Stoll mit einer Schafherde bestehen keine Bedenken.

Herr Bürgermeister Detjen erklärte, daß Herr Kunz als geeigneter Pächter des Eschberger-Hofes erscheint. Zur Formulierung des Pachtvertrages soll Herr Notar Froitzheim zugezogen werden. Die dem Eschbergerhof angeschlossene Gärtnerei ist noch zum größten Teil intakt. Der dort beschäftigte Gärtner soll auch weiterhin verbleiben. Über die Übernahme der Kosten zur Instandsetzung des Eschbergerhofes soll mit Herrn Kunz einerseits und Herrn Dr. Braun und der städt. Liegenschaftsverwaltung andererseits verhandelt werden.

Herr Hub gab Bericht über die Auswirkungen der bis jetzt eingeschlagenen Wege zur Arbeitsvermittlung, und zur Kontrolle derselben wurde veranlaßt, daß nur denjenigen Personen Esskarten ausgehändigt werde, die aufgrund einer Bestätigung des Herrn Oberbürgermeisters zur Wiedereröffnung der Geschäfte zugelassen sind. Alle Männer von 14 — 60 und alle Frauen von 16 — 40 Jahren sollen dem Arbeitszwang im Bedarfsfalle unterliegen.

Herr Neu schlug vor, daß die Esskarten alle Woche durch die Arbeitnehmer bei der Arbeitsvermittlung gekauft werden sollen. Nur auf Bescheinigung des Arbeitgebers soll die Esskarte ausgegeben werden.

Betreffs Genehmigung des Friseurgeschäfts Falk ist die Angelegenheit auch an Herrn Neu zu überweisen.

Herr Neu wird beauftragt, eine Bekanntmachung zu formulieren, daß alle Leute verpflichtet sind, sich bei der Arbeitsvermittlung zu melden. Herr Hub erklärte abschließend, daß in 14 Tagen der Arbeitseinsatz so weit ist, daß alle Arbeitnehmer in Karteien, gesondert nach Berufen, erfaßt sind und der Arbeitseinsatz sich reibungslos gestalten wird.

Beschluß Nr. 6

Alle Personen, die zum Arbeitseinsatz verpflichtet sind, sind nach 6 Tagen sofort in den Arbeits-Einsatz einzureihen. Es ist zu veranlassen, daß in Saarbrücken 1 sofort Räume festzustellen und freizumachen sind, zur Errichtung einer weiteren Gemeinschafts-Küche. In diesem Zusammenhang wurde durch Herrn Neu angeregt, daß im Bedarfsfalle frühere Gemeinschaftsküchen einzelner städtischer Betriebe aufrecht erhalten bleiben sollen. Weiter ist zu veranlassen, daß der Gemeinschaftsempfang für städtische Arbeiter in einer zu bestimmenden Gemeinschaftsküche zu erfolgen hat.

Herr Korn erklärte, daß der Wiedereröffnung der früheren Apotheke des Herrn Stahl unter der Leitung des Apothekers Bronlewe, unter Assistenz des Herrn Fehrentz, nichts im Wege steht. Herr A. Machhaus soll Vorschläge machen betreffs Wiedereröffnung einer Apotheke unter seiner Führung. Herr Korn erklärte, daß auf 3000 Einwohner eine Apotheke kommen müsse. Bis auf weiteres sind 4 Apotheken für die einzelnen Stadtteile als genehmigt zu betrachten.

Die obengenannten Beschlüsse wurden einstimmig angenommen.

Die Sitzung wurde um 12.45 Uhr geschlossen.“



Ein Mensch ohne gültige Papiere, ohne eine seine Person beschreibende Urkunde, ohne Ausweis also, hat in unserem Jahrhundert keine Existenzberechtigung und schon gar nicht, wenn er unter der Obhut zweier Besatzungsmächte leben muß. An dieser nun einmal bestehenden Tatsache können auch die Saarbrücker im zweiten Viertel des Jahres 1945 nicht rütteln.

Die Ausweise des Dritten Reiches aber haben ihre Gültigkeit verloren und so bleibt denn den Behörden nichts anderes übrig, als ihre „Untertanen“ mit neuen Dokumenten zu versehen. Jeder Bürger, der sich bereits in der Stadt aufhält oder in sie zurückkehrt, muß daher ein Anmeldeformular ausfüllen, dessen Fragen in deutscher und englischer Sprache gestellt werden.

Erst wenn das Meldeblatt ausgefüllt und abgegeben worden ist, erhält man einige Tage später seinen Ausweis, ein primitives und bildloses Pappkärtchen.

Es ist nur verständlich, daß das Fehlen einer Fotografie die neuen Ausweise fast wertlos machen und ihrer mißbräuchlichen Benutzung Tür und Tor geöffnet sind. Niemand kann nämlich den Herrn Meier daran hindern, mit der Ausweiskarte des Herrn Müller seinen „Geschäften“ nachzugehen. Viele Schwarzhändler und Schieber entziehen sich mit gefundenen oder gar gestohlenen fremden Ausweiskarten einer Bestrafung. Der richtige Ausweisinhaber aber fällt aus allen Wolken, wenn man ihn eines Tages einer von ihm nie begangenen Tat bezichtigt und ihn dafür belangen will.

Über das Kapitel Meldewesen und Ausweise ist im „Verwaltungsbericht der Stadt Saarbrücken für die Rechnungsjahre 1945 — 1947“ folgendes zu lesen:

„Sämtliche Unterlagen des früheren Meldeamtes der Stadt Saarbrücken wurden durch Kriegseinwirkungen restlos vernichtet, ebenso gingen die Hausbücher der einzelnen Polizeireviere verloren. Es blieb lediglich die verlagerte Einwohnermeldekartei des früheren Polizeipräsidiiums erhalten, die jedoch nur Angabe seit dem Jahre 1935 enthält. Außerdem sind nur noch alte Meldekarten aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg vorhanden.

Bei der Wiederbesiedlung der Stadt war es erforderlich, das Meldewesen vollständig neu aufzubauen. Da die polizeilichen Aufgaben zunächst von der Stadtverwaltung wahrgenommen wurden, mußte auch das polizeiliche Einwohnermelderegister von dem dafür wieder eingerichteten städtischen Meldeamt neu aufgestellt werden. Jeder Heimkehrer und jede neu zuziehende Person mußte sich bei der Ankunft anmelden. Die Meldungen dienten nicht nur zur Registrierung der Einwohner, sondern auch als Grundlage für die Ausgabe der Lebensmittelkarten, zu der von der Militärregierung angeordneten Erfassung ehemaliger Offiziere und Soldaten der deutschen Wehrmacht und zur Aufstellung einer monatlichen Einwohnerstatistik. Die große Zahl der Rückkehrer machte von Mai 1945 an die Errichtung von Meldestellen in den einzelnen Stadtteilen und die Einstellung einer großen Zahl von Hilfskräften erforderlich. Es wurden monatlich bis zu 24 000 Personen durch die Meldestellen reibungslos abgefertigt. Bis Ende Dezember 1945 waren fast 80 000 Rückwanderer registriert. Gleichzeitig mit der Einrichtung des polizeilichen Melderegisters mußten von Juni 1945 an auf Anordnung der amerikanischen Militärregierung Registrierkarten und Brückenpässe mit Zonenstempel zum Überschreiten der Saar und zum Betreten der Sperrzone links der Saar an die Bewohner der Stadt Saarbrücken ausgegeben werden. Diese Ausgabe wurde durch die mehrmalige Änderung der Bestimmungen sehr erschwert und beträchtlich verzögert. Nach dem Wechsel der Besatzungsmacht wurde eine neue Registrierung aller Einwohner und die Ausgabe neuer Registrierkarten an alle Einwohner im Alter von über 12 Jahren angeordnet, die in der Zeit vom 24. September 1945 bis zum 27. Oktober 1945 durchgeführt wurde. Anlässlich dieser Registrierung wurde eine Überprüfung des polizeilichen Melderegisters und eine Verbesserung der Unterlagen für die statistische Fortschreibung der Einwohnerzahl durchgeführt, so daß das Fortschreibungsergebnis nur um 1 pro tausend vom Ergebnis der Volkszählung vom 26. Januar 1946 abwich.“

(31)

Bei der Aufzählung der Schäden und Verluste, die der Stadt Saarbrücken und damit auch ihren Bürgern durch die Wirren des Krieges entstanden sind, darf es die Chronik nicht unterlassen, auch auf die beträchtlichen Einbußen hinzuweisen, die der Obstbaumbestand hinnehmen mußte. Diese Verluste machen sich gerade im ersten Nachkriegsjahr stark bemerkbar, denn in dieser Zeit ist Obst für den Großteil der Bevölkerung nur noch ein vager Begriff.

Von den über 60 000 Bäumen — Apfel-, Birn-, Quitten-, Kirsch-, Pflaumen-, Zwetschen-, Mirabellen-, Reineclauden-, Aprikosen-, Pfirsich-, Walnuß- und Edelkastanienbäumen — die 1938 in Saarbrücken in den Gärten und an Straßen und Wegen standen, sind nach Beendigung des Krieges nur noch knapp 46 000 vorhanden. Von diesen muß man wiederum etwa 10 000 Stück anschreiben, da dieselben nicht mehr ertragsfähig sind.

Das statistische Zahlenmaterial notiert für die einzelnen Stadtteile folgende Verluste:

St. Johann:	1938	17 749	Bäume
	1946	9 722	Bäume
	Verlust	8 027	Bäume
Alt-Saarbrücken:	1938	15 658	Bäume
	1946	11 227	Bäume
	Verlust	4 431	Bäume

St. Arnual:	1938	14 975	Bäume
	1945	10 545	Bäume
	Verlust	4 430	Bäume
Malstatt/Burbach:	1938	14 601	Bäume
	1945	14 240	Bäume
	Verlust	361	Bäume

Bei den Beerensträuchern ist ein noch viel größerer Ausfall festzustellen. Als Beweis seien hier zwei Beispiele angeführt. Die nachfolgenden Zahlen gelten für das gesamte Stadtgebiet:

Johannisbeeren:	1938	73 507	Sträucher
	1945	40 490	Sträucher
	Verlust	33 017	Sträucher
Stachelbeeren:	1938	55 157	Sträucher
	1945	28 418	Sträucher
	Verlust	26 739	Sträucher

Beide Beerensorten haben also über 50 % ihres Vorkriegssträucherbestandes eingebüßt.

*

Es ist im chronologischen Ablauf dieser Stadtgeschichte schon darauf hingewiesen worden, daß die Ernährung der Saarbrücker Bevölkerung in den ersten zwei Monaten nach der Besetzung nur durch die Einrichtung von Gemeinschaftsküchen sichergestellt werden konnte. Es ließ sich dies aus folgenden Gründen nicht umgehen: 1. war weder ein Landesernährungsamt noch ein Landeswirtschaftsamt vorhanden, beide Institutionen mußten erst wieder vollkommen neu aufgebaut werden; 2. mangelte es zu dieser Zeit noch an genügend Einzelhandelsgeschäften und 3. ließen sich die geringen Nahrungsmittelbestände der Stadt nur dann gerecht verteilen, wenn man sie in einem Topf kochte.

Diese Bestände stammten aus den Vorratskammern des Hauptverbandsplatzes in der Brauerei Bruch — was schon einmal erwähnt wurde, — der Firma ASKO und des Saarbrücker Bauers Sahner, der Weizen und Roggen zu Verfügung stellte.

Es war aber den Initiatoren dieser Gemeinschaftsverpflegung von Anfang an klar, daß sich mit fortschreitender Wiederbesiedlung der Stadt, die Gemeinschaftsküchen nicht aufrecht erhalten lassen. Und so arbeiteten die verantwortlichen Behörden mit Nachdruck an der Wiedereinführung des Kartensystems.

Dieses Kartensystem wurde erstmalig wieder — als 75. Zuteilungsperiode — am 30. April 1945 eingeführt und umfaßte die Zeit bis zum 27. Mai 1945, also 28 Tage. In dieser Periode hatten die Versorgungsberechtigten Anspruch auf folgende Zuteilungen:

Brot:	6000 Gramm =	214,28 Gramm pro Tag
Fleisch:	200 Gramm =	7,14 Gramm pro Tag
Fett:	200 Gramm =	7,14 Gramm pro Tag
Zucker	400 Gramm =	14,28 Gramm pro Tag
Nährmittel	500 Gramm =	17,85 Gramm pro Tag
Käse:	100 Gramm =	3,57 Gramm pro Tag

Es dürfte nun auch interessieren, die Verpflegungssätze kennenzulernen, die die Gemeinschaftsküchen pro Kopf und Tag zur Verteilung brachten:

250 Gramm Brot
100 Gramm Wurst oder Käse
100 Gramm Margarine oder Marmelade
1 Liter Suppe

Da nicht immer ausreichend Fleisch vorhanden war, wurde die Suppe „mal mit und mal ohne“ gekocht, doch waren die Rationen — wie aus der Gegenüberstellung ersichtlich — der Gemeinschaftsverpflegung größer als die des Kartensystems. Das ist verständlich, denn während in den Großküchen etwa 7 — 8000 Menschen mit Nahrung versorgt werden mußten, wurden die ersten wieder eingeführten Karten bereits an 11 344 Versorgungsberechtigte ausgegeben. Diese Zahl wurde in der Folge täglich größer, was sich logischerweise auf die Zuteilungssätze auswirkte. Während nämlich die Zahl der Esser immer mehr anstieg, die Mengen der im Durchschnitt zur Verfügung stehenden Lebensmittel aber nicht, konnte man nur mit Kürzungen der einzelnen Rationen den Gesamtanforderungen gerecht werden.

Alle in der Aufstellung nicht genannten Nahrungsmittel, z. B. Kartoffeln, wurden je nach Eingang gesondert aufgerufen und verteilt. Leider fehlten gerade die Kartoffeln zu häufig, um eine notwendige Einteilung der anderen Lebensmittel in den Familien durchführen zu können.

Es waren dies Zeiten bitterster Not!

Daß der große Personenkreis der Sozial-, Alters- und Unfallrentner ohne Unterbrechung ihre Rentenzahlungen erhalten konnten, war das Verdienst des Präsidenten der Landesversicherungsanstalt Saarland, Dr. Max Obé und seines Dezernenten, Albert Stalter, die in weiser Voraussicht rechtzeitig alle Rentenakten, Quittungs- und Karteikarten vor der ersten und zweiten Evakuierung nach Speyer und Darmstadt bringen ließen. Durch diese Maßnahme wurde einem unersetzlichen Verlust der Rentenunterlagen begegnet, die nach ihrer Rücksendung 1945 den einkommenslosen Rentnern und ihren Familien den Lebensunterhalt wieder gewährleisteten.

Es käme nun einer groben Unterlassungssünde des Chronisten gleich, würde er an dieser Stelle nicht derjenigen Menschen des Auslandes gedenken, die in großzügiger, mitfühlender Hilfsbereitschaft dafür Sorge trugen, daß wenigstens die Kinder nicht so sehr unter dem allgemeinen Mangel zu leiden hatten.

Vor allen Dingen muß in diesem Zusammenhang der zivile Hilfsdienst der kleinen Schweiz genannt werden, der unter der Bezeichnung „Schweizer Spende“ eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Dieser Organisation war es letztlich zu verdanken, daß auch in Saarbrücken eine Schulkinder-speisung durchgeführt werden konnte, an der täglich 4600 Kinder teilnahmen. Es soll auch nicht versäumt werden, dem eigentlichen Initiator der Schweizer Hilfe für die notleidenden Saarländer Dank und Anerkennung auszusprechen. Es handelt sich um den damaligen Direktor des Gesundheitswesens in der französischen Militärregierung für das Saarland, dem Straßburger Arzt, Dr. René Springer, der bereits 1940 bei der deutschen Besetzung in Frankreich in Verbindung mit dem „Croix rouge suisse aux enfants, victimes de la guerre“ tausenden französischen Flüchtlingskindern einen Erholungsaufenthalt bei Schweizer Familien ermöglichte und Dank seines Ansehens bei den Schweizer Hilfskomitees sich unvergessene Verdienste auch um die Betreuung und Linderung größter Not der saarländischen Kinder, erworben hat.

Die „Schweizer Spende“ verteilte aber nicht nur Lebensmittel, sie unterstützte auch Krankenhäuser und Heime dadurch, daß sie ihnen Medikamente, Baracken und Betten zur Verfügung stellte.

Sie unterhielt außerdem eine ärztliche Betreuungs- und Mütterberatungsstelle für Säuglinge und Kleinkinder, richtete einen Kindergarten, eine Nähstube und eine Schusterwerkstätte ein und sorgte auch in großen Mengen für Bekleidung und viele andere Bedarfsartikel.

An der Durchführung der Saarbrücker Schulkinderspeisung beteiligten sich auch noch andere Stellen mit großen Spenden. Auch diese sollen hier wieder namhaft gemacht werden. An Lebensmitteln stellten zur Verfügung.

Schweizer Spende:	157 000 kg
Irische Spende:	53 000 kg
Internationales Rotes Kreuz:	42 000 kg
Franz. Militärregierung:	28 000 kg

Wer immer es auch war, der mithalf, die Not und das große Elend in der Stadt Saarbrücken zu lindern, verdient auch noch Dank und Anerkennung.

*

Aber nicht nur der leibliche Hunger war es, der nach dem Zusammenbruch 1945 die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung nährte, sondern auch das gänzliche Fehlen eines kulturellen und geistigen Ausgleichs. Die Tage dümmerten dahin, sie brachten einer wie andere stets dasselbe: Hunger und Bangen vor der Zukunft.

Wie sehr wäre es in diesen Wochen des trostlosen Einerleis, des nervenzerreibenden Wartens auf eine Besserung der allgemeinen Lage, als willkommene und belebende Abwechslung empfunden worden, hätte man einmal das Theater besuchen können, ein Kino oder sonst eine Stätte der Unterhaltung und Entspannung.

Saarbrücken aber war nicht mehr in der Lage dergleichen Dinge zu bieten.

Das große und moderne Stadttheater war, wie bekannt, seit dem 29. Juli 1942, seit dem ersten Luftangriff auf Saarbrücken, nicht mehr bespielbar.

Und da nun auch die Ausweichbühne im Alt-Saarbrücker Saalbau ein Opfer der Bomben geworden war, mußte der Wiederaufnahme des Theaterbetriebes der Aufbau vorangehen.

Diesem Wunsch konnte aber von der Theaterleitung erst ein Jahr später entsprochen werden. Bis dahin hatte man mit vielen Mühen und Geschick eine Seitenbühne als Zuschauerraum hergerichtet, um wenigstens notdürftig den Spielbetrieb wieder aufnehmen zu können.

Am 9. Mai 1946 begann dort für das Saarbrücker Theater die erste Nachkriegsspielzeit.

Der einstmalige riesige Fundus des „Gautheaters“ hatte sich in alle Winde zerstreut und es bedurfte sogar der polizeilichen Hilfe, wenigstens einen Teil wieder nach Saarbrücken zu bekommen. Eine wertvolle Harfe wurde in Wien „entdeckt“, in dieser Zeit unersetzbare Maschinen in Frankfurt, Stühle und Sessel am Bodensee und viele andere Gegenstände in den Wäldern um Stuhlsätzenhaus. Verschiedene Haussuchungen förderten weiteres Material, vor allem wertvolle Garderobe zutage. Fundusbestände, die einmal nach Mitteldeutschland, also in die russische Besatzungszone verlagert worden waren, mußten leider abgeschrieben werden. Das Bemühen, sie zurückzuerhalten, ist stets ohne Erfolg geblieben.

Während nun auf der provisorischen Seitenbühne mit geringsten Mitteln Schauspiel, Oper und Konzert wieder auflebten wurde mit Energie der Wiederaufbau des großen Saales vorangetrieben. Alle Mühen, Einsatzbereitschaft und auch Opfer, fanden am 8. März 1948 ihren Lohn, als das sogenannte „Große Haus“ mit einer glanzvollen Aufführung von Mozarts „Zauberflöte“ wieder festlich eingeweiht werden konnte.

Mit Wehmut erinnerten sich die Saarbrücker von 1945 auch an ihre schönen Lichtspieltheater, an ihre Kinos. Jeder sprach einmal in diesen Tagen vom „Ufa“, von dem Kino des früheren Saarbrückens. Man schwärmte vor den verbliebenen, ausgebrannten Mauern, von der repräsentativen, vornehmen Innenausstattung, von dem großen, herrlichen Kronleuchter. Man gedachte auch der „Kammerlichtspiele“ und des „Apollo-Theaters“, ließ aus das „Schmale Handtuch“, das „Gloria“ nicht aus und erst recht nicht das „Zentral“ in der Hafenstraße, das liebe alte „Flohkino“.

Vorbei, ausgelöscht aus dem Leben, aus dem Bild der Stadt. Nur Trümmer und Berge von Schutt zeugten von ihrer Existenz.

9 Lichtspieltheater mit 5 130 Sitzplätzen und einer jährlichen (1938) Besucherzahl 1.604.150 Personen gab es vor dem Krieg in Saarbrücken. Sie sind dem Wahnsinn eines Krieges geopfert worden, doch hatten einige größere Säle die Vernichtung überstanden und hier fanden sich Auswege — es sei an die Wartburg und den Johannishof erinnert — die es verhältnismäßig früh ermöglichten, daß man sich, wenn auch mit knurrendem Magen, von der Traumwelt des Filmes wieder einlullen lassen konnte.

1946 gab es wieder drei „Kinos“ mit 3089 Sitzplätzen. Das erste Jahr lockte — man ziehe die entsprechende Zahl von 1938 zum Vergleich heran — 1 025 415 Menschen an die Kassen. Der im Vergleich zu 1938 recht hohe Besuch ist verständlich, denn außer dem Kinovergnügen gab es zu dieser Zeit in Saarbrücken wenig vergleichbares.

*

Die Möglichkeiten, sich 1945 in einem netten Café oder einem Restaurant mit Musik und Tanz Abwechslung und Entspannung zu gönnen, waren nicht sehr groß. Auch auf diesem Gebiet der Unterhaltung hatte der vergangene Krieg nicht viel übrig gelassen. In Trümmer lagen das große Konzertcafé „Kiefer“, die verschiedenen Etablissements in der Bahnhofstraße waren ebenfalls zerstört, die „Schwarze Katz“, das Café Ludwig, das „Knipperbräu“ und der „Rheinische Hof“.

Namen, die beste Saarbrücker Café- und Restaurationstradition verkörpert, Namen, die für die Einheimischen einen wohlklingenden Klang befaßen und auch von den Fremden, die die Stadt öfters besuchten, bald gekannt wurden, lebten nun nur noch in der Erinnerung.

Nennen wir hier nur das gemütliche, jedem Geschmack dienende „Schloßcafé“ mit seiner Weinterrasse, die gerade gegenüber liegende „Saarterrasse“, auf der sommerabends ein kleines Orchester spielte und die Saarbrücker ihr Schöppchen Wein tranken oder Bier aus Pilsgläsern; nennen wir den „Kassel Anton“ auf dem Alt-Saarbrücker Neumarkt und „Dansauer“ in der Hohenzollernstraße (Warndtstraße); erinnern wir uns an die „Tonhalle“ und an das Konzerthaus „Oberbayern“, an die Schifferbörse „Zur Stadt Trier“ und an die „Astoria-Gaststätten“ in der Bahnhofstraße, an das „Fürsteneck“ am Neumarkt, das „Bavaria“ und die „Brückenschenke“ in der Eisenbahnstraße, an die „Hopfenblüte“ und das „Hackerbräu“, den „Riesen“ und den „Fürsten Ludwig“, an den „Storchen“ in der Alt-Saarbrücker Vorstadtstraße, den „Adler“ in der Deutscherrenstraße und den „Karpfen“ in der Hohenzollernstraße.

Vor dem Krieg war es also für die Saarbrücker, für die alten wie für die jungen, kein Problem, wenn sie irgendwo, außerhalb ihrer eigenen vier Wände, den Sonntagnachmittag oder den Feierabend verbringen wollten. Jeder hatte so sein Plätzchen, wo er immer wieder auftauchte und wo er sich auch wohl fühlte.

Nun konnte davon keine Rede mehr sein. Die wenigen Lokale, die der Krieg verschont hatte, waren ständig überfüllt und boten nur wenig Ge-

mütlichkeit. Das lag nicht etwa bei den Wirten, sondern an der Zeit, die so voller Not und Mängel war. Bieruntersetzer gab es entweder keine oder solche aus Holz, die abends von der Bedienung eingesammelt wurden, damit sie nicht von dem einen oder anderen Gast als Feuerholz mit nach Hause genommen wurden.

Und dann, was gab es denn auch schon zu trinken. Ein bierfarbiges Etwas, ein geschmack- und schaumloses Gebräu, das sehr bald den trefflichen Namen „Volksbelustigungswasser“ erhielt. Damit hatte es sich denn auch.

Die Wirte, die markenfreien Mittagstisch hielten, wurden ihre Gäste nicht mehr los. So pilgerten täglich um die Mittagsstunde Hunderte von Hungrigen an den Gerberplatz, in der Hoffnung, dort vielleicht einen Teller Suppe — gewürztes warmes Wasser, in dem irgendetwas Grünes und wenn es hoch kam, ein Stückchen von einer Möhre schwamm — zu erhalten. Nun, was da in den Tellern dampfte, enthielt kaum Nährwerte, aber es wärmte und erzeugte für Minuten ein schwaches Gefühl des Sattseins.

Die Jugend aber wollte nun endlich, nach den Jahren der Bomben und der Angst, froh, ausgelassen und jung sein, wollte tanzen und immer wieder tanzen. Ihnen kamen in dieser Zeit besonders zwei Lokale entgegen, die sich dann auch über mangelnden Besuch nicht zu beklagen hatten: der „Ufakeller“ und das „Römerbrännchen“.

Hier wie dort spielten die kleinen Musikkapellen fast ausschließlich den noch bis vor kurzem in Deutschland so sehr verpönten Jazz.

(32)

Immer mehr Saarbrücker, die während der Hitlerzeit irgendwo im Ausland in der Emigration lebten, kehren nun wieder in die Stadt zurück. Ärzte, Geschäftsleute und Rechtsanwälte, Arbeiter und Angestellte, an deren Namen und einstiges Wirken sich nur noch die wenigsten erinnern können, begegnen einem wieder in den Straßen. Sie sind es, die die Worte Ludwig Uhlands aus „Ernst Herzog von Schwaben“ lebendige Wahrheit werden lassen:

„Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
Daß sich die Besten und Edelsten
Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
Daß, die fürs Vaterland am reinsten glühn,
Gebrandmarkt werden als das Land's Verräter
Und, die noch jüngst des Landes Retter hießen,
Sich flüchten müssen an des Fremden Herd.
Und während so die beste Kraft verdirbt,
Erbblühen, wuchern in der Hölle Segen,
Gewalttat, Hochmut, Feigheit, Schergendienst,
Wie anders, wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freiheit sich und Recht
Emporgerungen und sich festgepflanzt!
Da drängen, die so grollend ferne standen,
sich fröhlich wieder in der Bürger Reihen,
Da wirket jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.“

Viele dieser Menschen, die einst mit dem Deutschland Adolf Hitlers nichts gemein haben wollten und aus diesem Grund ihre Heimat verlassen haben, stellen sich nun, zurückgekehrt, tatkräftig zur Verfügung, um aus dem

Chaos des verlorenen Krieges einen Weg in die Zukunft zu finden. Sie können es wagen, auch mit der Besatzung Fraktur zu reden und manches bei der Militärregierung erreichen, das einem anderen Bürger höchstens einen Fußtritt einbringen würde.

Es gibt natürlich auch weniger angenehme Leute unter den Heimkehrern, solche nämlich, die nun glauben, ihren Rachegelüsten ungehinderten Lauf lassen zu können. Sie bleiben aber Ausnahmen, die das Ansehen, das die Emigranten in der Bevölkerung genießen, nur in minimalem Ausmaß schädigen. In der Mehrzahl der Emigranten sehen die Saarbrücker 1945 Menschen, die ob ihrer Gesinnung persönliche Opfer gebracht haben. Niemand fällt es ein, in ihnen schlechte Deutsche zu sehen oder gar Vaterlandsverräter.

Aus der Emigration sind allerdings auch Frauen und Männer zurückgekehrt, die die Nationalität des Gastlandes, in dem sie während der Hitlerperiode lebten, vornehmlich Frankreich, angenommen haben. Unter ihnen — nicht alle sind damit einverstanden — befinden sich diejenigen, die sich nach ihrer Rückkehr unverzüglich ans Werk machen, um die Saar von Deutschland abzutrennen und an Frankreich anzugliedern.

Die Chronik wäre unvollständig, würde dieses Thema nicht erwähnt werden.

Schon recht bald kommt es, nach der Besetzung Saarbrückens durch die Amerikaner, zur Gründung des MLS, des Mouvement pour la liberation de la Sarre.“

Das MLS muß man in seinem Anfangsstadium als Untergrundbewegung bezeichnen, denn die Amerikaner unterbinden zu dieser Zeit jede Aktivität, die das Ziel hat, das Saargebiet vom Reich zu trennen. Und doch findet die Bewegung bald einen überraschend großen Anklang.

Tausende Saarländer, vom kleinen Arbeiter bis zum Industriellen, sind von dem Programm der „Bewegung zur Befreiung der Saar“ überzeugt, unterstützen sie durch finanzielle Zuwendungen oder tragen sich in die Mitgliederliste ein. Nicht aus Zwang, denn, wie gesagt, die Amerikaner würden jeden beschützen, der sich in diesem Falle irgendwie bedroht fühlt. Bevor also das offizielle Frankreich in diese Angelegenheit überhaupt zu Wort kommen kann, setzen große Teile der Saarbevölkerung demonstrativ ihren Namen in Spenden- und Mitgliederlisten.

Die Amerikaner, die davon hören, denken alle so wie Oberst Kelly, der zu einigen Herrn der Stadtverwaltung sagt:

„Was seid ihr Deutsche hier an der Saar doch für ein merkwürdiges Volk. 1935 habt ihr einen Mordsradau gemacht, weil Frankreich die Saar behalten wollte und jetzt macht ihr uns laufend Scherereien, weil wir eben diese Saar Deutschland erhalten wollen.“

Das Nichtverstehen der Amerikaner ist verständlich. Würden sie aber einmal hinter die „Kulisse“ Mensch schauen, hätten sie sofort des „Rätsels“ Lösung: Leute, die sich an Hitler übernommen hatten, glauben jetzt nämlich, daß sie durch den Erwerb der Mitgliedskarte des MLS und mit einem unterschriftlichen Lächeln via Frankreich, ihre politische Vergangenheit am schnellsten in Vergessenheit bringen können.

Es gibt aber auch ehemalige Parteigenossen, die es nicht nötig haben, den MLS-Mantel über ihre Vergangenheit zu legen. Sie leisten nirgendwo eine Loyalitätsunterschrift, noch zeichnen sie sich in Spendenlisten ein, sie lassen sich von ihrer Wohnung helfen. Ist dieselbe nämlich nicht zerstört, und einigermaßen gut eingerichtet, dann sucht man sich einen „hochgradi-

gen“ Besatzungsoffizier und erschlägt damit „zwei Migge mit ähner Plätsch!“ 1. Man muß nun nicht die Wohnung mit einem ausgebombten Volksgenossen teilen und 2. wagt sich so leicht niemand an einen heran.

*

Der Hunger wird nun auch in Saarbrücken immer spürbarer und für alle, die auf die kärglichen Rationen der Stadtküche oder der Lebensmittelmarken angewiesen sind, die nichts zuzusetzen haben, heißt es in immer stärkerem Maße, den Gürtel enger schnallen.

Die totale Ausplünderung der Stadt, die Verlagerung der Lebensmittelreserven in das Innere Deutschlands, wirken sich jetzt katastrophal aus. Und wie ehemals, nur noch in viel größerem Maße, pilgern die Menschen hinaus aufs Land.

Auch der Tauschhandel innerhalb der Bevölkerung hebt wieder an. Den Platz der deutschen Landser nehmen jetzt allerdings die Besatzungssoldaten ein. Die GI's heimsen Ringe, Uhren, Schmuck und sonstige wertvollen Souvenirs ein. Sie geben dafür Lebensmittel und Tabak.

In diesen Tagen wird dann die „EDEKA“ als erste Einkaufsgenossenschaft wieder ins Leben gerufen und trägt unter ihrem Chef, Herrn Bruns, viel dazu bei, daß die Saarbrücker nicht vollends verhungern.

EDEKA-Autos laden Zement und bringen diesen weit nach Deutschland hinein, manchmal bis in den bayerischen Wald und tauschen dort Milchprodukte ein, die sie dann nach abenteuerlichen Fahrten nach Saarbrücken bringen.

Nur ein Kompensationsgeschäft hat Aussicht auf Erfolg. Für Geld und gute Worte ist nirgendwo mehr etwas zu bekommen. Wer gut kompensieren kann, kennt keine Not. Leider muß oft die Feststellung getroffen werden, daß es Geschäftsleute gibt, die das „Kompensieren“ übertreiben. Sie rollen den Käse, den man mühselig nach Saarbrücken gebracht hat, bedenkenlos wieder aus der Stadt hinaus.

Daß sie die Not der Saarbrücker dadurch noch mehr vergrößern, bereitet ihnen keine Gewissenbisse. Sie „kompensieren“ munter drauflos und haben geschäftlichen, finanziellen Erfolg damit.

Die Stadtverwaltung kann das gleiche nicht von sich behaupten. Die Einnahmen tropfen nur ganz gering in den Gemeindegeldbeutel. Es sind keine großen Beträge, die die Stadtküche vereinnahmt und die Brücken- und sonstige Gebühren einbringen.

Wenn die vielen Helfer, ganz gleich ob es sich um Arbeiter, Angestellte, oder Beamte handelt, auf einer regelmäßigen Lohn- bzw. Gehaltszahlung bestehen würden, wäre die Kasse bald leer.

Hier heißt es also sparen, sparen und nochmals sparen.

Oberbürgermeister Wahlster weicht auch in dieser Zeit nicht von dem alten Kaufmannsprinzip: „Wer bestellt, der bezahlt!“ und „Wenn ich nichts in der Kasse habe, wird auch nichts bestellt!“ — ab. Diesen Grundsatz vertritt er auch den privaten Unternehmern gegenüber, obwohl diese — wenigstens viele von ihnen — sich bereit erklären, ein Jahr und wenn es sein muß, auch noch länger auf die Begleichung der Rechnungen zu warten.

Aber nicht nur die finanziellen Nöte der Stadt lassen den Oberbürgermeister schlaflose Nächte verbringen, auch die vielen Wünsche und Anordnungen der Militärregierung tragen dazu bei.

So darf er z. B. personelle Einstellungen nur dann vornehmen, wenn die Amerikaner es erlauben, d. h. wenn sie den jeweiligen Bewerber gründlich unter die Lupe genommen haben.

Und hier beginnt auch in Saarbrücken das Zeitalter der Fragebogen modernen Stils.

Fragebogen an sich hat es ja schon unter Hitler mehr als genügend gegeben, sie sind keine Schöpfung der Nachkriegszeit.

Damals bestanden sie aus Papier und heute bestehen sie aus Papier. Papier aber ist geduldig und gibt nur das wieder, was der die Fragen Beantwortende niederschreibt. Daß dabei nicht immer der Wahrheit die Ehre gegeben wird, muß nicht erst gesagt werden.

Die Amerikaner glauben aber an die Macht und den Erfolg der Fragebogen. Aus ihm lesen sie heraus, ob dieser oder jener ein Nazi war oder nicht. Und Nazi ist zu dieser Zeit in ihren Augen noch jeder, der einmal der Partei angehört hatte. Sie handeln auch danach.

Die Saarbrücker selbst haben es dagegen sehr schnell begriffen, daß man weder aus dem Datum des Parteieintrittes, noch aus dem Rang oder der Formation schließen kann, ab Herr Meier gemäßregelt werden muß oder nicht. Auch von der Kollektivschuld halten sie nicht viel, da sie der Meinung sind, daß mit ihr dem alten Unrecht neues hinzugefügt wird.

Die „Liga für den demokratischen Aufbau Deutschlands“ läßt daher den Amerikanern folgender Vorschlag zugehen, der einen gerechten Weg aus dem Dilemma von Schuld und Sühne aufzeigt:

„Um Schuld und Sühne ehemaliger Mitglieder der NSDAP miteinander in Einklang zu bringen, schlägt die Liga für den demokratischen Aufbau Deutschlands der amerikanischen Militärregierung folgendes vor:

1. Wer sich im Sinne der Menschlichkeit schuldig gemacht hat, soll für seine Taten büßen.
2. Zu diesem Zwecke soll eine gemischte Gerichtskommission gebildet werden, die sich aus amerikanischen und deutschen Juristen zusammensetzt. Als Beisitzer sollen fungieren:
 - a) je 1 Vertreter der Konfessionen,
 - b) je 1 Vertreter der freien Berufsstände,
 - c) je 1 Vertreter der Beamtenschaft,
 - d) je 2 Opfer des Faschismus.
3. Von allen Personen, die eine Stellung im öffentlichen Leben bekleiden und in Verwaltung und Wirtschaft ihre frühere Stellung wieder einnehmen, ist eine Liste zu fertigen. Dieselbe wird durch Aushang oder öffentliche Bekanntmachung der Saarbrücker Bevölkerung laufend bekanntgegeben.
4. Jedermann soll gestattet sein, gegen die eine oder andere Person bzw. gegen die Wiederverwendung im Amt oder Geschäftszulassung, Einspruch einzulegen. Es obliegt sodann der Gerichtskommission alle Einsprüche ob ihrer Stichhaltigkeit zu überprüfen und Strafmaßnahmen zu treffen, wenn sich ergibt, daß sich ein früheres Mitglied der NSDAP in irgend einer Weise gegen einen Mitmenschen vergangen oder kraft seiner Parteistellung ungebührlich bereichert hat.
5. Die Einspruchsfrist beträgt 4 Wochen. Dieselbe kann schriftlich erfolgen oder mündlich zu Protokoll gegeben werden.

6. Jeder Person, die vor die Gerichtskommission geladen wird, ist zumindest 14 Tage vor der Verhandlung, die wider dieselbe erhobene Anschuldigung zuzustellen.

7. Jedem Angeklagten soll das Recht eingeräumt werden, sich einen Verteidiger zu bestellen und evtl. Entlastungszeugen zu benennen.

8. Alle Verhandlungen sollen in der Öffentlichkeit vor sich gehen. Es wird vorgeschlagen, im Rathaus einen entsprechenden Sitzungssaal herzurichten.

Die Union für den demokratischen Aufbau Deutschlands ist der Auffassung, daß dem deutschen Volke selbst das Recht zugestanden werden muß, sich von den Elementen zu säubern, die sich gegen dasselbe vergangen und für den Aufbau eines neuen Deutschlands untauglich sind.

Die Mehrheit der Saarbrücker Bevölkerung lebt täglich in Furcht und Angst, weil über dem Ernährer ungezählter Familien ein ungewisses Schicksal schwebt. Wer schuldig ist soll büßen, dahingegen soll allen anderen uneingeschränkt der Weg in ein demokratisches Deutschland offen stehen. Mit Strafmaßnahmen allein ist dem deutschen Volke nicht gedient. Vordringlich ist für Saarbrücken der Wiederaufbau der zerstörten Stadt. Und da hierzu die Mittel fehlen und ob der noch ungewissen Demontagen von Hüttenwerken und Fabriken eine allgemeine Arbeitslosigkeit droht, wird als letzter Punkt folgendes vorgeschlagen:

9. Die unentgeltliche Gemeinschaftsarbeit ist einzustellen. Alle ehemaligen Mitglieder der NSDAP, deren Formationen und Gliederungen, gegen die keine öffentliche Anklage erhoben wird, sollen von allen weiteren Sühnemaßnahmen befreit werden. Dahingegen wird angeregt, daß alle vorgenannten Personen zur Abgabe eines Notopfers verpflichtet werden, welches ausschließlich dem Wiederaufbau zugute kommt.

Die Union für den demokratischen Aufbau Deutschlands ist der Ansicht, daß mit Annahme dieses Vorschlages vieles Unrecht beseitigt wird. Sie ist ferner überzeugt, daß es keinen Pg. gibt, welcher nicht freiwillig bereit wäre, prozentual zu seinem Einkommen, im Interesse eines raschen Wiederaufbaues, ein solches Opfer zu bringen.

Die amerikanische Militärregierung wird um ihre Stellungnahme in dieser Angelegenheit gebeten.“

Der Chef der amerikanischen Militärregierung in Saarbrücken, Oberst Kelly, steht diesen Vorschlägen wohlwollend gegenüber. Er gibt aber zu verstehen, daß ihre praktische Durchführung nicht von ihm angeordnet werden könne, da in dieser Frage nur die Bestimmungen der alliierten Oberbefehlshaber in Deutschland zu beachten seien.

Wie dann im Herbst 1945 die Entnazifizierung wirklich gehandhabt wird, geht aus einem Schreiben hervor, das der zu dieser Zeit schon amtierende französische Militärgouverneur, Colonel Grandval, am 9. 10. des Jahres an den Regierungspräsidenten gerichtet hat. In ihm heißt es:

„Betr.: Entnazifizierung der deutschen Behörden.
Bildung von Säuberungsausschüssen.

Die bis jetzt von den deutschen Behörden abgeschlossene oder noch in der Durchführung begriffene Säuberungsaktion ist offensichtlich ungenügend.

Diese Lage ruft bei den Nazigegnern eine gewisse Entmutigung hervor, auf Grund derer sie sich berechtigt glauben, den bestehenden Behörden ihre Mitarbeit zu entziehen.

Eine Weiterführung und Verstärkung der Säuberungsaktion nach strengsten Grundsätzen und unter Zuhilfenahme deutscher Stellen, ist daher erforderlich. Diese Mitarbeit wird eingehend gefordert, da fernerhin vorgesehen ist, daß die Ausschüsse, die mit der Entscheidung eines jeden Falles beauftragt sind, einzig und allein aus deutschen Beamten und Vertreter der verschiedenen deutschen sozialen Kreise zusammengesetzt werden. Die deutsche Verwaltung trägt die Verantwortung für die Auswahl der Ausschußmitglieder.

1. — *Säuberungsausschuß*. In Saarbrücken wird für den Verwaltungszweig ein Säuberungsausschuß gebildet.

a) *Zusammensetzung*: Jeder Ausschuß besteht

1. aus Beamten des in Frage kommenden Sachgebietes, welche durch die Vorsteher der eigenen Verwaltung ernannt werden,
2. aus Vertretern der politischen, konfessionellen oder gewerkschaftlichen Kreise, die in ihrer Person, ihrer Laufbahn oder ihrem Vermögen unter dem nationalsozialistischen Regime geschädigt wurden; sie werden durch den Herrn Regierungspräsidenten ernannt.

Jeder Ausschuß besteht aus 7 Mitgliedern.

b) *Zuständigkeiten*: Der Ausschuß hat über den Fall eines jeden einzelnen Beamten zu entscheiden; er schlägt Maßnahmen gegen die Parteimitglieder oder Anhänger vor.

Je nach dem Sachverhalt können folgende Vorschläge unterbreitet werden:

Verbleiben im Amt,
Versetzung,
Rangherabsetzung,
Versetzung in den Ruhestand,
Entlassung ohne Anspruch auf Ruhegehalt.

Die Vorschläge des Ausschusses sind mir zur Genehmigung vorzulegen und werden, sobald sie von mir abgezeichnet sind, an den zuständigen deutschen Behördenleiter weitergegeben. Dieser fällt die Entscheidungen und teilt dieselben in seinem Namen und unter seiner Verantwortung dem Betroffenen mit.

2. — *Untersuchungsausschuss*. In jedem Hauptort des Bezirkes von Saarbrücken und in jedem Kreis werden Untersuchungsausschüsse gebildet zu dem Zweck, die Arbeit der Säuberungsausschüsse vorzubereiten.

a) *Zusammensetzung*: Die Untersuchungsabordnungen bestehen aus 6 Mitgliedern, von denen je 3 den Beamtenkreisen und den politischen Kreisen entnommen werden.

Die Ernennung der Mitglieder erfolgt nach dem für die Säuberungsausschüsse vorgesehenen Verfahren. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

b) *Zuständigkeiten*: Den Untersuchungsausschüssen obliegt die Nachprüfung der Zuverlässigkeit der in den Fragebogen gegebenen Antworten, sie haben die Akten eines jeden einzelnen Beamten zu überprüfen und sind berechtigt, die Beteiligten vorzuladen und jede für erforderlich gehaltene Auskunft einzuholen. Die von ihnen geprüften Akten werden in zwei Gruppen aufgeteilt, je nach der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit der Beamten zu den nationalsozialistischen Gliederungen.

Für die erste Gruppe muß durch die Untersuchungsbehörden die Arbeit in ihrer Gesamtheit vorbereitet werden; Entscheidungen werden dem

Säuberungsausschuß zur Bestätigung vorgelegt. In den Fällen, in denen die bei diesen Gruppen zu ergreifenden Maßnahmen bereits durch die Offiziere der Militärregierung getroffen sind, haben die Ausschüsse die bereits getroffene Entscheidung auf ihre Verantwortung zu übernehmen. Für die zweite Gruppe sind die Akten nach Durchführung der Untersuchungsarbeit dem Säuberungsausschuß in Saarbrücken zur Überprüfung und Entscheidung vorzulegen.

3. — *Richtlinien für die Kommissionen und Ausschüsse.*

a) Grundsätze für die Säuberungsaktion: Die Aufgabe der Ausschüsse besteht in der Prüfung und wörtlichen Anwendung der festgesetzten interalliierten Grundsätze, d. h. der automatischen Amtsenthebung aller Beamten, die eine nationalsozialistische Tätigkeit unter folgenden Voraussetzungen ausgeübt haben:

1. NSDAP — nationalsozialistische Partei: aktive Parteimitglieder vor 1933.

2. — NSDAP — Posteninhaber in den nachgenannten Formationen:

— SS: Schutzstaffel: Alle Posteninhaber vom Unterscharführer an aufwärts, oder jedes Mitglied der SS vor 1933.

— SA: Sturmabteilung: Posteninhaber vom Scharführer an aufwärts oder Mitglied der SA vor 1933.

— HJ: Posteninhaber vom Gefolgschaftsführer oder Mädelgruppenführerin an aufwärts.

— NS-Dozentenbund: Beamte dieser Organisation.

— NS-Deutscher Studentenbund. Beamte dieser Organisation.

— NS-Frauenschaft: Beamte dieser Organisation.

— NS-Kraftfahrerkorps: Mitglied im Offiziersrang in dieser Organisation.

— NS-Fliegerkorps: Mitglied im Offiziersrang in dieser Organisation.

— RAD: Reichsarbeitsdienst: Inhaber des Arbeitsführerranges.

— Beamte der NSDAP.

3. Geschäftsleute, die Ehrenauszeichnungen seitens der Nazi entgegengenommen haben, wie „Ehrendolch“, „Ehrensold“ oder „Blutorden“.

4. Personen, die leitende Posten in den halbamtlichen Körperschaften innehatten (Reichswirtschaftskammer, Gauwirtschaftskammer oder ihre angeschlossenen Körperschaften, Wirtschaftsgruppen, Reichsverkehrsgruppen).

5. Beamte der nachstehend angegliederten Organisationen:

— NSD-Ärztebund,

— NS-Bund deutscher Techniker,

— Reichsbund der deutschen Beamten,

— NS-Rechtswahrerbund.

— Deutsche Arbeitsfront,

— NS-Kriegsopferversorgung,

— NS-Volkswohlfahrt,

— Führer der Deutschen Front,

— Berufssoldaten.

6. Beamte der nachstehend von der NSDAP betreuten Organisationen:

— Volksbund des Deutschtums im Ausland,

— Reichskolonialbund,

— NS-Schwesternbund,

— Deutsches Frauenwerk,

— NS-Altherrenbund,

— NS-Altherrenbund der deutschen Studenten,

— Reichsbund deutscher Familien,

— NS-Reichsbund für Leibesübungen.

b) *Neue Grundsätze:*

Je nach Schwere des Falles werden Verwaltungsmaßnahmen ergriffen gegen:

1. Die Beamten und Angestellten, die ihre ganze Tätigkeit oder den größten Teil derselben der nationalsozialistischen Werbung oder Betätigung in irgend einer Form gewidmet haben.
2. Die Beamten und Angestellten, welche zwar persönlich keine Tätigkeit entfaltet haben, jedoch durch ihren Namen oder ihre materielle Unterstützung die nationalsozialistische Werbung oder Partei gefördert oder sich der Denunziation schuldig gemacht haben.

c) *Lage des entlassenen Personals:*

Die entlassenen Beamten können in keinem Verwaltungsgebiet mehr untergebracht werden. Der größte Teil des entlassenen Personals könnte für den Wiederaufbau oder beim Arbeitsdienst eingesetzt werden.

d) *Einspruchsverfahren:*

Lediglich die von amtswegen wegen ihrer Zugehörigkeit zur Partei vor 1933 oder wegen ihrer Parteifunktion entlassenen Beamten können ein Einspruchsverfahren einleiten, falls sie genügend Beweismittel dafür besitzen (Arbeit für den ausländischen N.D., offener Kampf gegen den Nationalsozialismus mit Verhaftung usw.)

Ich behalte mir vor, dem Ausschuß ausnahmsweise diese Sonderfälle zu übertragen. Die Akten müssen mir dann zur Entscheidung vorgelegt werden. Für sämtliche übrige Fälle besteht kein Einspruchsrecht, da die Säuberung nicht automatisch vorgenommen und infolgedessen die von ihnen vorgeschützten mildernden Umstände bereits berücksichtigt worden sind.

4. *Allgemeine Richtlinien:*

Die Tätigkeit der Ausschüsse zielt dahin, einerseits Beamte auszuschneiden, andererseits den Wiederaufbau der Dienststellen mit neuen Männern bzw. neu beförderten zu gewährleisten.

Die Ausschüsse haben ihre besondere Strenge den Beamten mit politischen Funktionen zuzuwenden.

Die technischen Verwaltungszweige müssen jedoch ebenfalls gesäubert werden; in jedem Falle, in dem ein Fachmann trotz seiner politischen Vergangenheit beibehalten wird, muß er „unter Vormundschaft“ gestellt werden, d. h. er muß von bekannten antinationalsozialistischen Beamten überwacht werden.

Die Ausschüsse haben nicht die Aufgabe, alle ehemaligen Anhänger des Nationalsozialismus auszuschalten, sondern sie unschädlich zu machen, dadurch, daß sie auf Posten zweiten Ranges versetzt werden oder dadurch, daß sie anderen neu ernannten oder beförderten Beamten unterstellt werden, die als überzeugte Nazieegner bekannt sind.

Damit die bis jetzt von den französischen Behörden getroffenen Entscheidungen nicht in Frage gestellt werden, sind die Beamten darauf aufmerksam zu machen, daß die erste Säuberung nur den Zweck einer grundlegenden Siebung hatte und daß sie nur im Amte mit Vergütung belassen wurden, ohne daß dadurch die Gesamtheit ihrer Rechte anerkannt wurde, sondern, daß vielmehr die endgültige Wiedereinstellung nur nach Entscheidung des Ausschusses erfolgen kann.

5. *Aufstellung der Ausschüsse:* Die Ausschüsse müssen in kürzester Frist zusammengestellt sein.

Die Dauer ihrer Arbeit beträgt zwei Monate und hat am 15. Oktober einzusetzen. — gez. Grandval“

Wie sehr sich dieses System der Säuberung von den Vorschlägen aus den Reihen der Bürgerschaft unterscheidet, wird der Leser nicht übersehen haben.

*

Während in den Gängen des Rathauses Plakate und Skizzen die Bevölkerung über die nun aufgelösten Konzentrationslager aufklären, werden ehemaligen Häftlinge in der eigens hierfür eingerichteten Kleiderkammer mit neuer Garderobe versehen.

Die Saarbrücker finden diese Bevorzugung der Menschen, die jahrelang die schrecklichsten Leiden erdulden mußten, mehr als in Ordnung und werten sie als einen Akt der Gerechtigkeit, der ausgleichenden Gerechtigkeit.

Was ihnen aber nicht so recht einleuchten will und sie in nicht geringem Maße empört, ist die Tatsache, daß sich plötzlich auch stadtbekannte kriminelle Subjekte, die für Taten, die in jedem anderen Land auch hart bestraft werden und das dafür in die Zuchthäuser geschickt werden, als „Opfer des Nazismus“ ausgeben und auch anerkannt werden. Als Beispiel sei ein notorischer Taugenichts erwähnt, der zu Unrecht als „Verfolger des Naziregimes“ alle Vorteile genießt.

Den aus politischen Motiven Inhaftierten gönnen die Saarbrücker neid- und bedenkenlos alle Vorteile, sie wehren sich aber dagegen, daß es Spitzbuben und unverbesserlichen Taugenichtsen besser gehen soll als ihnen selbst.

An dieser Stelle sei auch das Thema der Requirierung behandelt.

Noch in jedem Jahrhundert und nach allen Kriegen haben die jeweiligen Sieger ihnen fehlende Gegenstände, die bei den Unterlegenen aber vorhanden waren, beschlagnahmt. So die deutschen Truppen in Frankreich, Holland, Belgien, Rußland, Norwegen usw. von 1939 bis 1944 und ab 1945 die Alliierten in Deutschland.

Natürlich müssen auch viele Saarbrücker diese bittere Pille eines verlorenen Krieges schlucken.

Und hier sind es vor allem die ehemaligen Parteigenossen, die, sofern sie noch über eine unzerstörte Wohnung verfügen, die Hauptlast der Anforderungen befriedigen müssen.

Der Beamte der Stadtverwaltung, der diese Beschlagnahmen durchzuführen und zu leiten hat, ist um diese seine Tätigkeit nicht zu beneiden. Er muß allen Wünschen der Besatzer in kürzester Frist nachkommen, andernfalls, so wird ihm immer gedroht, werde man ihn einsperren. Aus der Vielzahl der schnellsten zu erledigenden „Aufträge“ seien hier einige genannt.

So bekommt der Leiter des Wohnungsamtes, Herr Hermann, dem auch die Beschlagnahmen unterstehen, den Befehl, binnen 20 Minuten 20 Aschenbecher zu besorgen.

Ein Offizier der Militärregierung — in Begleitung zweier bewaffneter Soldaten — verlangt binnen 4 Stunden 20 Radiogeräte.

Zwei andere Offiziere wollen 6 Eisschränke geliefert haben. Sie gewähren eine Frist von 2 Stunden.

Für Offiziersunterkünfte müssen in der Zeit von 12 Stunden 10 Wohnungen mit je 5 Räumen zur Verfügung stehen.

Eine Frau, die in Begleitung eines Offiziers erscheint, verlangt von Herrn Scherer, daß er für ihre Familie innerhalb eines Tages eine komplette Wohnungseinrichtung zu beschaffen habe.

Und hinter jedem Wunsch steht die Drohung: „...sonst werden sie eingesperrt“.

Aber nicht nur den Anforderungen der Militärs ist zu entsprechen, sondern auch den vielen Wünschen der politisch geschädigten Zivilpersonen, besonders der entlassenen KZ-Häftlinge.

Daß die Beamten des Requisitionsamtes in den Kreisen der von den Beschlagnahmungen Betroffenen nicht gerade beliebt sind, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Später wird man diesen Männern viele Schwierigkeiten in den Weg legen. Und niemand von denen, die dann Steine werfen werden, bedenken, daß unkontrollierte Beschlagnahmungen von seiten der Militärregierung erhebliche Verluste nach sich gezogen hätte. Die städtischen Beamten schreiben nämlich für jeden eingezogenen Gegenstand eine Quittung aus, die einer späteren Entschädigung als Beweismittel dienen soll.

Daß Beschlagnahmungen vorgenommen werden von Personen, die hierzu gar kein Recht besitzen, kann nicht bestritten werden. Es ist aber verkehrt, auch diese auf das Konto des Städtischen Requisitionsamtes zu setzen, man muß sie vielmehr der Zeit in Rechnung stellen, die nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches sich viele ungesetzliche Seitensprünge erlaubt.



Wenn auch die amerikanische Militärregierung ihren Soldaten nach der Besetzung keine Plünderungsfreiheit erteilte, so kann sie es in der Folge doch nicht verhindern, daß beutegierige GI's sich innerhalb der Stadt auf die Suche nach wertvollen Gegenständen machen. Die Stadtpolizei kann nichts dagegen unternehmen.

Die bekannte Röchlingkapelle auf dem Triller in Alt-Saarbrücken, in der die Gebeine verstorbener Mitglieder dieser Familie ruhen, wird von „Schatzsuchern“ heimgesucht. Die Särge werden gewaltsam geöffnet und die Knochenreste — sicher aus Enttäuschung darüber, daß keine Kostbarkeiten gefunden werden — auf dem Boden des Begräbnisraumes geworfen.

Das Funkhaus am Eichhornstaden muß sich auch ungebetenen Besuch gefallen lassen. Das riesige Schallplattenarchiv mit geschichtlich wertvollen Aufnahmen ist danach nur noch ein einziger Scherbenhaufen und auch ein Großteil der sonstigen Einrichtung wird kurz und klein geschlagen.

Warum? Nun, vielleicht tragen die SS- und SA-Uniformen, die recht zahlreich in den Räumen vorgefunden werden, die Schuld daran. Letztlich ausschlaggebend wird aber die große Karrikatur sein — sie zeigt den USA-Präsidenten Roosevelt an einem Galgen hängend — die die Söhne Amerikas so sehr in Rage bringt.

Nur die wenigsten „Amis“, die die noch leerstehenden Saarbrücker Wohnungen inspizieren und auf Beute aus sind, verstehen etwas von Kunst. Jeder unscheinbare Geldschrank zieht sie mehr als beispielsweise ein Ge-

mälde an. Geldschränke sind ihre große Spezialität. Man gibt sich mit ihnen allerdings nicht die Mühe sie „fachgerecht“ zu knacken, sondern schießt einfach mit der MP das Schloß heraus und wo sich das nicht ermöglichen läßt, greift man zu Sprengstoff.

Die Mühe macht sich jedoch nur in den seltensten Fällen bezahlt, denn wer in Saarbrücken einen Geldschrank besitzt, hat diesen bei der Räumung wohlweislich seiner Pflichten enthoben und ihn entleert.

Als Glück im Unglück erweist sich, daß die Schätze des Heimatmuseums verlagert worden waren und so niemand auf den Gedanken bringen konnten, sich an ihnen zu vergreifen.

In den Räumen des Rathauskellers liegen auch eine große Anzahl wertvoller Teppiche und Kunstgegenstände, die als Privateigentum des „verstorbenen“ Gauleiters gekennzeichnet sind, ohne Zweifel aber aus den ehemals besetzten Gebieten stammen.

Es erweist sich als erforderlich, daß die Stadtverwaltung einen für das Museum verantwortlichen Mann ernennt. Sie entschließt sich für den Kunstmaler Karl Pusse, der der Stadt auf diesem Gebiet unschätzbare Werte erhalten kann. In Zusammenarbeit mit den „Kunstoffizieren“ der Militärregierung beginnt er, das Museum wieder einzurichten und erreicht es, daß die ausgelagerten Gegenstände wieder nach Saarbrücken gebracht werden. Natürlich müssen auch die Werte wieder ihrem Besitzer zugestellt werden, die während des Krieges aus den besetzten Gebieten geraubt worden waren.



Mit der ständig wachsenden Wiederbesiedlung der Stadt wird das Wohnungsproblem ein immer brennenderes. Gewiß stehen noch recht viele Wohnungen leer, aber es ist nicht jedermanns Sache sich einfach und ungefragt in einer derselben niederzulassen.

Wer in dieser Beziehung keine Hemmungen hat, hat auch keine Wohnungssorgen, auch wenn der eigentliche Besitzer eines Tages selbst auftaucht. In diesem Falle gibt es eine Lösung, die oft, sehr oft angewendet wird. Der rechtmäßige Wohnungsbesitzer wird als alter eingefleischter Nazi bezeichnet und — war er wirklich in der Partei — muß dann sehen, wo er eine neue Bleibe findet.

Die Amerikaner sehen in dieser oft geübten Praxis kein Unrecht. Sie geben immer wieder zu verstehen, daß die „Hitler-Leute“, die Saarbrücken bis zum letzten Stein verteidigen wollten, gar kein Recht zu einem großen Lamento hätten, wenn ausgebombte Volksgenossen die unzerstörten Wohnungen einfach in Anspruch nehmen würden.

Dabei übersehen die Amerikaner, daß die Pg's, die nach Saarbrücken zurückkommen, kaum für die Taten der Vergangenheit verantwortlich gemacht werden können und die, die wirklich etwas auf dem Kerbholz haben, noch irgendwo in Deutschlands ländlichen Gefilden sitzen und vorerst gar nicht daran denken, ihr Wohnungsrecht hier an der Saar zu beanspruchen.

Da nun aber die Stadtverwaltung nicht jedem Ausgebombten eine neue Wohnung zuweisen kann, täglich aber neue Rückkehrer in der Stadt eintreffen, bleibt den Behörden nichts anderes übrig, von jedem einen Wohnungsnachweis zu verlangen, der sich hier wieder niederlassen will. Erst wenn diese Bescheinigung erbracht wird, erhält der Rückkehrer eine Arbeitskarte. Diese Arbeitskarte berechtigt dann zum Empfang der Lebensmittelmarken.

Die Arbeitskarte muß täglich von dem Arbeitgeber abgestempelt werden. Damit will man verhindern, daß sich Rückkehrer lediglich auf einem ihnen zugewiesenen Arbeitsplatz melden, um in den Besitz der Lebensmittelmarken zu gelangen, nach deren Empfang aber nicht mehr daran denken, nun auch wirklich zu arbeiten.

Auf der Vorderseite der Arbeitskarte stehen folgende Bemerkungen:

„Der Wiederaufbau Saarbrückens ist nur dann möglich, wenn alle Arbeitsfähigen, ob Mann oder Frau, sich restlos in den Dienst dieser Aufgabe stellen. Der Bezug von Lebensmitteln muß deshalb von der Leistung entsprechender Arbeit abhängig gemacht werden. Nicht arbeitspflichtig sind Knaben unter 14 Jahren, Mädchen unter 16 Jahren, Frauen über 40 Jahre, Männer über 60 Jahre, verheiratete Frauen, schwer Körperbehinderte, Invaliden und Kranke, die ihre Arbeitsunfähigkeit durch amtsärztliche Bescheinigung nachweisen.

Der Arbeitgeber ist verpflichtet, täglich in der hierfür vorgesehenen Spalte auf Seite 2 und 3 dieser Karte die Arbeitsleistung durch Firmenstempel seine Unterschrift oder durch Unterschrift des bevollmächtigten Vertreters zu bestätigen. Falsche Angaben werden gerichtlich verfolgt.

Falls der Karteninhaber nicht arbeitet, hat er sich für den betreffenden Tag bei der städt. Arbeitsvermittlung zu melden.

Arbeitsunwilligkeit wird entweder mit Kürzung oder Entzug der Lebensmittelzuteilung geahndet.

Großküchenteilnehmer erhalten ohne den erforderlichen Eintrag für den nächsten Tag keine Verpflegung.

Diese Arbeitskarte dient ferner als Grundlage für die Lebensmittelzuteilung der nächsten Kartenperiode.

Helfe jeder nach besten Kräften mit am Aufbau unserer Stadt!“

(33)

Juli 1945!

Die Parolen, die schon seit geraumer Zeit umgehen und die von einem Besatzungswechsel an der Saar sprechen, scheinen sich zu bestätigen.

Jedenfalls deutet die Aufforderung des Regierungspräsidiums, anlässlich des französischen Nationalfeiertages die Stadt zu beflaggen, daraufhin. Wie und vor allen Dingen mit was das aber geschehen soll, wird nicht gesagt. Die Stadtverwaltung erhält lediglich eine Anordnung und hat dieser nachzukommen.

Es gilt besonders in den Straßen Fahnen aufzustellen, durch die der erste Aufmarsch der französischen Truppen sich bewegen soll. Und dazu sind immerhin fast 6 000 Meter Fahnentuch nötig. Wo solches jedoch hernehmen und nicht stehlen?

Jetzt erweist es sich als Vorteil, daß die stadteigenen Hakenkreuzfahnen vor Wochen nicht verbrannt worden sind, trotz Anordnung der Militärregierung.

Aus diesen Hakenkreuzfahnen werden nun mit Geduld, Nähmaschinen und einer Färberei die gewünschten Blau-weiß-roten Trikoloren hergestellt.

Und so kommt es denn, daß durch die Gänge des Rathauses ungewohnte Geräusche schallen: das Rattern und Surren von Nähmaschinen.

An dreißig „zusammengetrommelten“ Maschinen sitzen tagelang fleißige Frauen und ermöglichen mit ihrer Arbeit die Ausführung des Befehls.

Aber nicht nur das, sie retten durch ihren Fleiß auch manches Bettuch. Die Anordnung, etwa fehlenden Fahnenstoff aus den Haushaltungen zu ergänzen liegt bereits vor.

Stadtzimmermeister August Persch muß dann noch vor dem Rathaus eine Ehrentribüne errichten.

Aber schon vor dem französischen Nationalfeiertag wird der Wechsel in der Besetzung vorgenommen. Am 10. Juli paradiert französische Truppen vor ihrem General, der in Begleitung Oberst Kellys vor dem Rathaus auf der Ehrentribüne steht.

Die folgenden Tage bringen dann den Abzug der Amerikaner. Diese, sie versichern es immer wieder, verlassen nur sehr ungern Saarbrücken. Trotz des Fraternisierungsverbotes waren sich Amis und Bevölkerung in den wenigen Wochen der „Bekanntschaft“ menschlich näher gekommen. Die bisher hier an der Saar stationierten Amerikaner wurden nach Darmstadt abkommandiert und Oberst Kelly stellte es den bisher in Saarbrücken unter ihm arbeitenden deutschen Beamten anheim, ihn zu begleiten.

Polizeidirektor Tilk machte von diesem Angebot Gebrauch.

Daß die Amerikaner ihre Akten mit nach Darmstadt nehmen, daran ist kein Mensch interessiert, daß sie aber auch die Möbel ihrer Dienststellen und vielfach auch die der Wohnungen auf Lastwagen verladen und abtransportieren, wird ihnen überall in der Bevölkerung als unschöne und unnötige Handlung angekreidet.

Auch die wenigen Autos, die es in Saarbrücken gibt, überstehen nur zu einem kleinen Teil diesen „Umzug“ der bisherigen Besitzer. Wo diese in den letzten Tagen ihrer Anwesenheit in Saarbrücken ein fahrbereites Fahrzeug auftreiben, beschlagnahmen sie es und steuern es Richtung Darmstadt. Die Saarbrücker merken den Besatzungswechsel besonders auf dem Wohnungssektor, denn die Franzosen bauten ihre Militärregierung in einem auch personell größeren Rahmen als die Amerikaner auf. Sie benötigten daher auch weitaus mehr Wohnungen als ihre Vorgänger.

Daß bei den nunmehr einsetzenden Wohnungsbeschlagnahmungen dem Recht oft ein Bein gestellt wird, ist eine Tatsache, die nicht weiter erwähnt werden muß.

Der französische Truppenkommandeur, bei dem aus diesem Grund eine Abordnung Saarbrücker Frauen vorspricht, weist deren Beschwerde mit folgenden Worten zurück:

„Ist ihnen nicht bekannt, daß man tausende französische Familien deportierte und hunderttausende Franzosen in Hütten und Gruben arbeiten ließ? Mehr will ich ihnen nicht sagen. Sie sprechen von Unrecht, daß ihnen geschehen ist, vergessen hierbei aber Gerechtigkeit zu üben. Ich erinnere Sie lediglich daran, daß die französische Bevölkerung schlimmeres in Kauf nehmen mußte. Wenn Sie der Ansicht sind, wir sollten auf der Straße schlafen, so geht meine Meinung dahin, sie sollten diese Forderung an ihre Landsleute stellen, die die Schuld daran tragen, daß wir ihre Stadt besetzten. Klagen sie diese an, dann werde ich ihnen beistehen, damit Sie eine neue Wohnung finden. Mehr kann ich nicht für sie tun.“

Diese Argumentation des Truppenkommandeurs zeichnet in den kommenden Wochen fast alle Wege vor, die die neue Besatzung an der Saar geht.

Im Rathaus installiert sich unter Oberst Cocombles die französische Militärregierung. Raum- und personalmäßig übertrifft diese bei weitem ihre amerikanische Vorgängerin.

Oberst Cocombles aber gleicht seinem „Kollegen“ Kelly, auch er ist streng, aber gerecht und ist bemüht, unnötige Härten gegenüber der Saarbrücker Zivilbevölkerung auszuschalten.

Das Ostviertel Saarbrückens verwandelt sich immer mehr in ein Heereslager. Regiments-, Bataillons- und Kompaniebüros halten dort ihren Einzug.

Ganze Straßen müssen geräumt werden und stehen dann nur noch den Franzosen zur Verfügung.

Überall wachsen die blau-weiß-roten Schilderhäuschen aus dem Boden.

Mit der französischen Besetzung tauchen erstmals auch deutsche Kriegsgefangene in der Stadt auf. Es sind etwa 500 Mann, die in der teilweise zerstörten Großmarkthalle „Unterkunft“ finden. Hier kampieren sie auf dem blanken Boden und besitzen auch für die Nächte keine Zudecke.

In ihren zerschlissenen Uniformen bieten sie einen erbarmungswürdigen Anblick.

Oberbürgermeister Wahlster wird bei dem französischen Truppenkommandeur und auch bei der Militärregierung vorstellig und erreicht, daß die Soldaten in der ehemaligen Polizeikaserne untergebracht werden.

Ein öffentlicher Appell an die Bevölkerung Schlafdecken, Wäsche, Seife usw. zu spenden, wird zwar untersagt, der Stadtverwaltung jedoch stillschweigend die Genehmigung erteilt, das Los der Gefangenen erträglicher zu gestalten.

Acht Tage später liegen diese dann des Nachts auf Strohsäcken und besitzen Wolldecken, Handtücher, Rasierapparate und Seife.

Der „Herrgott aus Frankreich“, wie er sich in diesen Tagen in Saarbrücken präsentiert, ist total verarmt, aber er geniert sich nicht, dies auch in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Hier sei an die „Matratzenaktion“ erinnert, durch die ein ganzes Stadtviertel in Aufregung versetzt wurde.

Das Requisitionsamt wird angewiesen, schnellstens 600 Matratzen für die französische Truppen zu besorgen.

Die deutschen Dienststellen können dieser Anordnung nicht gerecht werden. Also, sagen sich die Franzosen, dann müssen wir uns eben selbst helfen.

Leitende Beamte der Stadtverwaltung müssen französische Soldaten, die mit Lastwagen vorfahren, begleiten. Das Viertel zwischen Mainzer- und Großherzog-Friedrich-Straße wird abgeriegelt.

Saarbrücker Frauen und Männer, die sich gerade auf der Straße befinden, werden angehalten und müssen dann unter Bewachung die Häuser nach Matratzen durchsuchen.

Als am späten Nachmittag die Aktion beendet ist, haben die Franzosen ihre Matratzen, aber 600 Saarbrücker müssen sich ohne eine solche behelfen. Zu eben dieser Zeit bringt man auch auf der obersten Etage des Keglerheimes die einstigen „Betreuer“ und Herren des Konzentrationslagers „Neue Bremm“ unter.

Unter ihnen befinden sich auch diejenigen, die kurze Zeit später in Rastatt von einem Militärgericht zum Tode verurteilt werden.

Am 14. August finden dann die Saarbrücker Plakataushänge, die folgenden besagen:

„Bekanntmachung

An die Bevölkerung der Stadt Saarbrücken!

In schwerer Zeit habe ich auf Befehl der Militär-Behörde die Leitung meiner Heimatstadt übernommen. Ich habe meine Aufgabe darin gesehen, mit bestem Willen und Wissen der durch den Krieg so schwer heimgesuchten Stadt zu neuem Leben zu verhelfen.

Dank dem Eifer und der Mitarbeit der Bürger sind heute auf allen Gebieten die Probleme in Angriff genommen worden, durch deren Lösung eine bessere Zukunft der Stadt gesichert werden wird.

Wenn ich heute freiwillig vom Amte als Oberbürgermeister scheide, um meinen Betrieb wieder aufzubauen, so möchte ich dem Wunsche Ausdruck geben, daß meine Mitbürger das Wohl der Stadt als oberste Gesetz anerkennen. Dann wird unsere Heimatstadt die schweren Zeiten überwinden und einer neuen Blüte entgegengehen.

Saarbrücken, den 14. August 1945

Wahlster

Dieser „freiwillige“ Rücktritt hat allerdings eine kleine Vorgeschichte, die nicht auf dem Plakat steht und von der die Saarbrücker nichts wissen.

Oberbürgermeister Wahlster wurde von Regierungspräsident Dr. Neureuter „darauf aufmerksam gemacht“, daß die Militärregierung es nicht gerne sehen würde, wenn ein ehemaliger Parteigenosse weiter im Amt verbleibe. Daß Heinrich Wahlster aus der NSDAP ausgeschlossen sei, spiele dabei keine Rolle.

Nun, der Mann, der in Saarbrückens schwerster Zeit die Leitung der Stadtverwaltung übernommen hatte, versteht den Wink des Herrn Regierungspräsidenten und verzichtet freiwillig auf sein Amt.

Sein Nachfolger wird Rechtsanwalt Dr. Heim.

Dr. Heim findet bei seinem Amtsantritt an seiner Bürotüre einen Zettel mit der Aufschrift:

„Dr. Heim, geh lieber wieder heim!“

✱

Mit dem Amtsantritt Dr. Heims endet mein Bericht. Saarbrücken steht zu diesem Zeitpunkt am Beginn eines neuen Zeitabschnitts.

Vorliegende Chronik beansprucht keineswegs Anspruch auf restlose Vollständigkeit; denn manches Geschehnis, über das zu berichten interessant wäre, mag vergessen worden sein. In ihr ist lediglich versucht worden, aus persönlicher Erinnerung über einen geschichtlichen Zeitabschnitt der Stadt Saarbrücken zu berichten, der bisher immer noch zu wenig ausgeleuchtet ist.

EINE „UMWELTSCHUTZAFFÄRE“ IN SAARBRÜCKEN
AUS DEN JAHREN 1803/1804

Umweltschutz ist nicht erst eine Erfindung unserer Zeit. Dies zeigt ein Aktenstück im Stadtarchiv Saarbrücken aus dem „12. Jahr der französischen Republik“ (1803/04).

Der Bürger Christian Eichberg besitzt ein Haus ¹⁾ am Marktplatz vor dem Saarbrücker Schloß. Nebenan ²⁾ befindet sich die „Seifen- und Lichterfabrikation“ des Bürgers Traugott Hartung. Der Bürger Eichberg fühlt sich belästigt und beschwert sich beim Bürgermeisteramt. Eichberg — früher eine schillernde Persönlichkeit am Hofe des Fürsten Ludwig ³⁾ — geht aufs Ganze und entwirft einen Garantieschein, den Hartung unterschreiben soll. Bemerkenswert ist, daß der Text, der nachstehend im Wortlaut und in der Originalschreibweise wiedergegeben wird, aus einem einzigen langen Satz besteht — ein Meisterwerk der spitzen Feder. Der ehemalige Höfling Eichberg versäumt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß das Gemeindehaus von „einem jeden ächt patriotisch gesinnten Mitbürger“ besonders respektiert werden müsse.

Und dies schreibt der Bürger Eichberg für den Bürger Hartung:

„Da meine Seifensiederey, während derselben Betreibung in der Hintergasse, wegen Verbreitung der nicht zu verhütenden Dämpfen von weentlichen Kalk-, Asch- und Fett-Materialien und von daher entstehen müßenden üblen Geruchs, bey den dasigen Nachbarn Anlaß zu Polizey-Klagen erregt hat, ich aber, in dem vesten Vorsatz, so wohl diesen als auch allen künftigen Beschwerden der Nachbarschaft eine abhelfliche Maaße zu verschaffen, gesonnen bin, sothane fabrique von der Hintergasse hinweg — in meinen Hof zu verlegen, zu diesem Ende ein eigenes Gebäude allda zu errichten, wodurch nicht allein die Steinkohlen-Dämpfe, sondern auch jene die von der Zubereitung der Seife entstehen, nicht minder die von der Aussiedung der Fett-Materialien sich verbreitenden Dünste in der Luft verfliegen und so zuverlässig sich verlieren werden, daß nicht die geringste fernerweite Klage über meine Seif- und Lichter-Fabrication von seiten der Nachbarschaft und hauptsächlich der angrenzenden Bürger, namentlich des B. Christian Eichberg, der B. B. Anton Haldy und Weil, sodann des bey diesem Etablissement mit compromitirten und von einem jeden ächt patriotisch gesinnten Mitbürger Rücksicht und Achtung verdienenden Gemeindehauses sich für die Zukunft ergeben solle; so mache ich mich, kraft gegenwärtigen Garantie-Scheines, dahin verbindlich, meine Seif- und Lichterfabrique in oben berührten neuen Gebäude in meinem Hof von dem Augenblick an nicht mehr zu betreiben, sondern aus meinem Hause und aus der Nachbarschaft an einen schicklicheren Ort zu verlegen, sobald einem obenberührten Eigenthümer und Grenznachbarn meiner fabrique wegen der Fortdauer so wohl von Steinkohlen als auch von der Zubereitung der Seife herrührenden Dämpfen und von der Ausdünstung und dem üblen Geruch der Fett-Materialien einige Bekränkung in seinem Wohnhause zu theil werden — folglich ihm zu gegründeten Klagen Anlas gegeben werden wird.“

Saarbrücken den dreyzehnden frimaire zwölften Jahres der französischen Republik“ 4)

Dieser Entwurf eines Garantiescheines des Eichberg wird nun von Amts wegen dem Bürger Hartung zur Kenntnis gebracht. Daß zunächst nicht viel dabei herauskommt, zeigt das folgende Schriftstück:

„Beschluß der Mairie Saarbrücken den 18t. frimaire XII 5)

Ist dem B. Hartung ohne Zeit Aufschub der Inhalt des anliegenden garantie Scheines bekannt zu machen, und zugleich demselben zu wissen zu thun, wie der B. Eichberg darauf bestehe, daß solcher von ihm unterschrieben werde.

Lex

Actum bei der Mairie Saarbrücken, den 20. frimaire 12. 6)

Erklärte der auf heute anhero citirte und erschienene Bürger Traugott Hartung, nachdem ihm vorstehender Beschluß sowohl, als auch der Inhalt des vom Bürger Eichberg producirten Garantie Scheins bekannt gemacht worden; wie er sich zu Unterschreibung des letzteren keinesweges verstehe, um so weniger, als er sein ganz Gewerbe auf den Fall niederlegen müßte, wenn er tôt ou tard seine Seifen- und Lichter Fabrication, die doch in allen Städten Deutschlands und auch insonderheit auf dem Linken Rhein-Ufer in den Städten selbst und zwar meistens auf denen Haupt Plätzen derselben etabliret seyen, außer seinem eigenen Wohnhauß mit sehr großen Kosten verlegen müßte.

Er habe sich bereits gegen die von Policey wegen abgeschickte Experten erklärt, seine Seifensiederey von dem dermaligen Ort hinweg und in seinen Hof zu verlegen, deßhalb ein besonderes Gebäude zu errichten, und den Schornstein bis über sein eigenes Dachwerk hinaus zu führen, damit aller Dampf und üble Dünste in der höhern Luft verfliegen könne.

Diese neue Anlage werde er, sobald es nur die Witterung erlaube, vornehmen laßen, und hoffe er zuverlässig, daß hierdurch denen angebrachten Beschwerden einiger seiner Nachbarn cessiren würden. Sollte jedoch wider Verhoffen einer oder der andere seiner klagenden Nachbarn nicht gänzlich vom üblen Geruch der Fett Materialien, (:dann von den Steinkohlen-Dämpfen seye notorisch, daß sie der menschlichen Gesundheit nicht schädlich seyen:) befreyt bleiben: so wolle er allen guten Rath, wie solchem Übel, jedoch ohne weitere große Kosten, durch etwaige anzubringende Veränderungen abgeholfen werden könne, mit Dank annehmen und befolgen; allein zu etwas weiterem verstehe er sich ein vor allemal nicht, und könne auch dazu von Rechts wegen nicht angehalten werden.

Nießen“ (?)

„Beschluß der Mairie Saarbrücken den 20ten Frimaire XII

- 1.) Ist Abschrift von vorstehender Erklärung dem Bürger Eichberg zu seiner Beruhigung und mit dem weiteren Anhang zu communiciren, wie man von Mairie wegen nicht vermöge, den Bürger Hartung von der Hand zu etwas weiterm, als wozu er sich nach dieser Erklärung

verbindlich gemacht, anzuhalten, inzwischen würde der Bedacht darauf genommen werden, daß derselbe zugesagtermaßen, sein Etablihsment, sobald es nur die Witterung erlaube, in seinen Hof versetze.

- 2.) Ist eine ebenmäßige Abschrift dieser Erklärung dem Bürger Hartung mit dem Auftrag zuzufertigen, daß er seine Seife- und Lichter Fabrication, sobald es nur die Witterung erlaube, aus seinem Hinter-Gebäude hinweg- und in ein in seinen Hof deshalb besonders zu errichtenden Gebäude, seinem Versprechen gemäß errichten- und dadurch allen gegründeten Klagen einiger seiner Nachbarn abhelfliche maßen verschaffen möge

Expedirt“

Christian Eichberg ist mit dem Verlauf der Angelegenheit nicht zufrieden und wendet sich erneut an „Bürger Meyer und Adjunkte“ (wörtlich aus dem französischen „Citoyen Maire et adjoints“).

Seine neue Eingabe fundiert er mit Auszügen aus der „aktuellen Fachliteratur über den Umweltschutz“ — so würde man heute sagen.

„An die Meyerey Saarbrücken den 30 frimaire an XII 7)

Bürger Meyer und Adjunkte

Daß die Seife- und Lichter-fabricierung in Städten, ein der Menschlichen Gesundheit höchstschädliches Etablihsment seye, daß die Verbannung sothaner Gewerbe, zumalen wenn sie im großen betrieben werden, das Augenmerk einer wohlbestellten Polizey verdiene bewähren, die von dem Freund der Menschheit, dem öffentlichen Lehrer und practico der Arzney-Wißenschaft, auch Director des großen Krankenhauses zu Pavia, Johann Peter Frank, in dem dritten Band seiner Medicinischen Polizey. Pag. 940 u. 941 ausführlich bemerkten Gründe. Ich lege Ihnen BB Meyer und Adjunkte, eine treue Abschrift der Behandlung dieses, den Schatz des menschlichen Lebens, die Gesundheit, beziehenden Gegenstandes hiebey; und da außer diesem der 609te Artikel der Code des peines & delits hinzutritt; so gehet mein abermaliger, nothgedrungenener Antrag dahin, daß von Meyereywegen dem Bürger Hartung die Errichtung des Projectierten Gebäudes in seinem Hof, wo er durch unzuvermeidende Tag-tägliche Kalk und Laugendämpfe, sonderheitlich aber durch die noch weniger zu beseitigende, und garantirt werden könnende Pestilentialische Talg-siederey, Ausdünstungen meine Familie und Einwohner meines Hauses hinzurichten gesonnen ist, untersagt — demnächst angehalten werde, seine Seifen- und Lichterfabrique an einen schicklichern Ort, außer der Stadt zu verlegen, wo weder das Eigenthum noch die Gesundheit einer ganzen familie durch concentrirte Gestänke gekränkert werden mögen.

Ich hoffe, Bürger Meyer und Adjunkten, daß Sie diesen meinen gerechten Antrag nach Polizey-mäßigem Augenmerk behandeln, und den Bürger Hartung zur Einstellung seines Gewerbes von Seife- und Lichterfabricierung anhalten werden.

„Auszug aus dem dritten Band des sisteme einer vollständigen Medizini-
schen Polizey des Johann Peter Frank, Medicinae Doctoris, öffentlichen
Lehrers der praktischen Arzneysissenschaft der K.K. Hohen Schule zu
Pavia und Directors des dortigen großen Krankenhauses, Mittglieds ver-
schiedener gelehrten Academien. —

Pag. 940

von Seifensiedereyen, Lichtermachern, Färbern etc.

Noch weit nachtheiliger sind in einer Stadt die Lichterfabriken, Leim-
und Seifensiedereyen und Färbereyen durch ihre häufige, meistens sehr
ekelhafte, faulende oder scharfe Ausdünstungen. Trailles beschuldigt
bey Untersuchung der Ungesundheit einiger Gegenden von Warschau
mit Recht auch den unerträglichen Geruch von Sieden des Talgs bei dem
Seifensieden, (**) und van Swielen sieht diese Handthierung für eine
der schädlichsten für volkreiche Städte an (***), daher ist auch in Paris
befohlen worden, das Fett der Thiere in großen Mengen nirgend ander-
wärts als außer der Stadt und an einen entfernten Orte, wo der davon
entstehende Gestank niemand zu Last fallen möge (****) und Paul
Zachias dringet besonders auf die Beseitigung der zu Lichtern von

(**)

vera patriam patria sanum et longavum praestandi methodus

(***)

commentar T. V. p. 174

(****)

Ordonnance du Chatelet, de Police de Paris du 10 Juin 1701

Unschlitt bestimmten Keßel wegen den nachtheiligen Folgen ihres ab-
scheuligen Gestanks (*)

Bey dieser Gelegenheit muß ich erinnern, daß der Grünspan, welchen
man in vielen Gegenden unter den Talg mischet, um die Lichter dem
Waxe gleich brennen zu machen, von sehr nachtheiligen folgen in langen
Winterabenden seyn könne, und daher verdiene, untersagt zu werden.

Selbst die Waschküßer, in welchen die Seife beständig in großer Menge
aufgelöst mit dem Schmuze der schwarzen Wasche verbunden, durch
den warmen Dampf des Wassers in die Höhe getrieben wird, sind nicht
geringe Ursachen der Verunreinigung einer Gegend, besonders wenn
nach vollendeter Sache die faule Seifenlauge in heißen Tügen auf die
Straße geschüttet wird, und langsam dieselben durchfließet.

„Weil gar oft, heißt es, wenn eine Wasche angestellt wird, die Seifen-
oder Lauter Waßer aufgehalten werden, solche zur Säuberung anderer
Sachen zu brauchen, als wäre zupforderst beßer, daß die waschen in den
Höfen und offenen Plätzen geschehen möchten, und die unsaubere Wäßer
bey seiten abgeschüttet würden.“

(*)

Quaest. med. leg. I. S. tit. qu. 7

(**)

der Stadt Frankfurt am Mayn prophylaxis oder Schuzsorge für Seuche, S. 7“

Nun vergehen einige Wochen. Obwohl bis zum März 1804 nichts akten-
kundig wird, können wir uns vorstellen, daß Eichberg nicht resigniert
und öfters die Citoyens im Gemeindehaus an ihre „polizey-mäßigen“
Pflichten erinnert.

Schließlich werden zwei Bürger zu Sachverständigen bestellt. Wie das nachstehend abgedruckte Schriftstück zeigt, haben diese Experten eigentlich wenig zu sagen:

„Auf Order des Herrn Polizey Leutnant Bingert haben wir beyde Unterschriebene als ernante Experten die Hartungische Saifsiederey besichtigt, und mit Herrn Bingert gefunden, das dieselbe laut übergebenen Vorigen Bericht, in dem Hartunigischen Hof erbauet, aber wegen der Strengen Wittung noch nicht ganz Verfertigt, und weil dermalen noch kein Tampmandel, und die Riegelwand noch nicht behörig zugemacht ist, so kan der Tamp noch nicht aller in den Tampzug ziehen, sonder Verfliegt Viel im Hof, wenn aber die Arbeit behörig Verfertigt und der Tampzug ohngefehr so hoch wie der Feuerschorstein gemacht würde, so erachten wir, das der üble Geruch meistentheils in der Luft Verfliegen würde, Feuers Gefahr ist nicht zu befürchten.

Das aber dieser Geruch und Tamp, in der Nachbarschaft garnicht bemerkt werden soll, können wir bey Verschiedenen Veränderung der Wittung nicht Versichern, wir wollen ein solches beßern Sachkundigen überlassen.

Saarbrück d. 12 t. Ventos 12 t. Jahr ⁸⁾

Phl. Bruch
Adam Knipper

Vor unsere bemühung 2 F.“⁹⁾

Damit schließen die Akten. Wir wissen, daß die Seifensiederei Hartung einige Zeit später nach St. Johann verlegt wurde.

Im Jahre 1905 — mehr als 100 Jahre später, als Christian Eichberg gefordert hat, daß die „fabrique an einen schicklicheren Ort, außer der Stadt“ verlegt werden müsse, baut einer der Nachkommen des Bürgers Traugott Hartung eine neue Fabrik am Fuße des Halberges, an der Provinzialstraße nach St. Ingbert, außerhalb der Stadt St. Johann. Diese Fabrik, heute als TIP-Werke Hartung bekannt, wurde im Laufe der Jahrzehnte modernisiert und erweitert. „Concentrirte Gestänke“ gibt es da nicht mehr; die heutigen modernen Fabrikationsmethoden und die Wahl der Grundstoffe für die Seifen- und Waschmittelfabrikation verhindern dies.

Die „Affäre Eichberg-Hartung“ war nur eine Auseinandersetzung zwischen zwei Nachbarn. In unserer heutigen Zeit aber ist der Schutz unserer Umwelt zu einem weltweiten Problem geworden.

ANMERKUNGEN:

- 1) Adolph Köllner, Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann, 1865, 2. Band, Seite 293, Verzeichnis der Häuser 1793, Nr. 35
- 2) a.a.O., Nr. 36
- 3) Ernst Schilly, Der Thurn- und Taxissche Postoffizial und spätere Geheime Kabinettsrat Johann Christian Eichberg am Hofe des Fürsten Ludwig von Nassau Saarbrücken, in Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend, Jg. XXI, 1973
- 4) 5. 12. 1803
- 5) 10. 12. 1803
- 6) 12. 12. 1803
- 7) 22. 12. 1803
- 8) 3. 3. 1804
- 9) Zwei Franken, nach heutiger Kaufkraft etwa DM 30,—, freundliche Mitteilung von Herrn Erhard Dehnke, Saarbrücken

ES WAR IM HERBST 1944

In der ersten Hälfte des August 1944 hatte die Stadt Saarbrücken schwer unter den Tagesangriffen der amerikanischen Luftwaffe zu leiden. Am 3. 8., 9. 8. und 11. 8. fielen bei den Angriffen zahlreiche Spreng- und Brandbomben und richteten schwere Verwüstungen in der Stadt an. Bei dem Angriff am 9. 8. wurde das Verlagsgebäude der Saarbrücker Zeitung, bei der ich Lehrling war, schwer beschädigt. An einen geregelten Arbeitsablauf war nicht mehr zu denken; es war fast täglich Fliegeralarm und wir verbrachten viele Stunden im Stollen an der Vorstadtstraße-Metzer-Straße.

Die allgemeine Lage wurde von Tag zu Tag ungewisser. Seit dem die Invasionsstreitkräfte der Amerikaner bei Avranches durchgebrochen waren, wurden große Teile Frankreichs von der deutschen Wehrmacht aufgegeben, und es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis die Amerikaner vor Saarbrücken stünden. Die deutsche Propagandamaschine lief auf Hochtouren und dem deutschen Volke wurde klargemacht, daß die amerikanischen Streitkräfte sich in Frankreich verbluten müßten und niemals deutschen Boden betreten könnten.

Gewisse Auflösungserscheinungen machten sich bemerkbar. So beobachtete ich in der Gutenbergstraße, wie ein Soldat sich mit einem Offizier herumstritt, wobei der Offizier offensichtlich den Kürzeren zog, ein Vorfall, der bis jetzt als unmöglich erschienen war. Ebenfalls vom Fenster des Büros in der Gutenbergstraße sahen wir, wie ein russischer Kriegsgefangener, der sich an einer Mülltonne zu schaffen machte, anscheinend weil er hoffte, in den Abfällen etwas Eßbares zu finden, schwer mißhandelt wurde. Der Bewacher schlug mit dem Gewehrkolben rücksichtslos auf den Kriegsgefangenen ein.

Trotz aller Durchhalte-, Wunderwaffen- und Abwehrsiegerfolgsparolen der offiziellen Propaganda stellte sich mancher in Saarbrücken die bange Frage, ob eines Tages die Stadt wieder wie im September 1939 von der Bevölkerung geräumt werden müsse, wobei es klar war, daß diese neue Räumung sehr viel schwieriger sein würde.

In den letzten August-Tagen erhielt ich eine Einberufung für das Wehrrtütigungslager Ludwigswinkel in der Pfalz. Wenige Tage später wurde ein Hitler-Jugend-Sonderdienst in der Bismarckstraße 13, der Banndienststelle, angesetzt. Dort wurde bekannt gegeben, daß wir für einen Einsatz des Reichsverteidigungskommissares vorgesehen wären. Wir mußten uns mit feldmarschmäßiger Ausrüstung, nämlich Tornister, Decken, Winteruniform und Verpflegung zum Abmarsch am nächsten Tage mittags versammeln. Meine Einberufung in das Wehrrtütigungslager war damit überholt.

Ich borgte mir in der Nachbarschaft einen Tornister, meine Mutter versorgte mich mit Verpflegung, ich verabschiedete mich von meinen Eltern und meldete mich im Betrieb ab. Dann ging ich noch einmal mit meinem Mädchen am Saarufer spazieren. Wann wir uns wieder sehen würden, war sehr ungewiß.

Am Tage unseres Auszuges war strahlend schönes Wetter. Wir marschierten ab in Richtung Forbach. Kaum waren wir in Alt-Saarbrücken, als es Fliegeralarm gab. Da ich damit rechnete, daß mein Mädchen bei Fliegeralarm im Stollen an der Zollamtstreppe sein würde, verließ ich in der Vorstadtstraße heimlich meine Einheit, ging in den Stollen und fand auch tatsächlich mein Mädchen. Es reichte gerade für einen kurzen zweiten Abschied. In der Mitte der Metzger Straße verließ ich den Stollen wieder und reihte mich unauffällig in meine Einheit ein.

Als wir bei der Bellevue die Stadtgrenze verlassen hatten, kamen uns Einheiten der deutschen Wehrmacht entgegen. Es sah sehr nach einem unregelmäßigen Rückzug aus; teilweise fuhrn PKWs ohne Reifen auf den Felgen. Paris war damals schon seit Tagen in den Händen der Alliierten, und man wußte nicht genau, wie weit eigentlich die Amerikaner schon vorgestoßen waren. Einige Soldaten auf LKWs riefen uns zu: „Ihr Buben, wo wollt ihr denn hin?“ Wir riefen keck zurück: „Nach Paris“.

Bei der Neuen Bremm kamen wir an dem KZ-Lager vorbei. Ich sah das Lager zum ersten Male, denn es war schon lange her, daß ich in dieser Gegend spazieren ging. Es war nicht viel mehr zu sehen als Stacheldraht und Wachtürme, und ich glaubte, es wäre ein Kriegsgefangenenlager, wie es sie im gerade angebrochenen 6. Kriegsjahr viele gab. Einen Holzturm mit Maschinengewehrposten sah ich damals allerdings zum ersten Mal. Erst nach dem Kriege wußte ich, daß es ein berühmtes KZ-Lager war, doch schon damals hat die Anlage einen etwas unheimlichen Eindruck auf mich gemacht.

Wir marschierten durch Forbach und kamen nach Marinau zum Reichsarbeitsdienstlager am Kaninchenberg. Das Lager war vom RAD verlassen, und wir nahmen es in Besitz.

Die erste Nacht verbrachten wir in Alarmbereitschaft, wir haben uns nicht ausgezogen und alles lag griffbereit für einen eventuellen sofortigen Abmarsch. Es könnte gewesen sein, daß die Panzerspitzen der Amerikaner schon sehr weit vorgedrungen waren und in dieser Nacht wenig deutsches Militär zwischen uns und den Amerikanern war. Man sprach davon, daß einzelne Panzer schon bis St. Avold gekommen waren. (Über die Situation in diesen ersten Septembertagen schreibt der Schriftsteller Heym in seinem Kriegsroman „Der bittere Lorbeer“. Dr. Hans Walter Herrmann gibt in der Heimatbeilage der Sbr. Ztg. Nr. 48 vom September 1964 unter dem Titel „Endkampf und Durchbruch im Saarraum 1944/45“ eine detaillierte Schilderung der Kriegslage.)

Am anderen Tag schien die Frontlage wieder einigermaßen klar zu sein und von einem Abmarsch oder Rückzug war nicht mehr die Rede. Nun wurde bekanntgegeben, was wir zu tun hätten. Wir sollten nämlich einen tiefen Panzergraben ausheben. Zunächst jedoch hatte sich jeder ein Loch zu graben, in dem bei einem Fliegerangriff Schutz gesucht werden könnte. Mit Angriffen von Tieffliegern war zu rechnen. Wir beobachteten schon gleich am ersten Tag ein sehr hoch fliegendes Aufklärungsflugzeug, das eine ganze Zeit lang über uns kreuzte.

Inzwischen war unsere Einsatzgruppe auf über 1 000 Jungen der Jahrgänge 1930 bis 1928 angewachsen. Das Lager war aber nur für etwa 250 RAD-Männer vorgesehen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als

alle Betten aus den Stuben zu entfernen, und wir schliefen auf dem Fußboden, eng aneinander gedrängt.

Schon bald zog sich ein breiter und tiefer Panzergraben quer durch das Tal, an dessen Hang das Barackenlager lag. Es sah aus wie eine riesige Schnittwunde in der Landschaft und die 1 000 Jungen glichen einem Heer von Ameisen.

Bei einem Appell der gesamten Mannschaft frug der Bannführer, ob jemand nicht mitmachen wolle und wieder nach Hause möchte, er würde jeden, der wolle, gehen lassen. Es meldete sich niemand; die Frage war wohl auch nicht ganz ernst gemeint.

Bannführer und damit der oberste Führer unserer Einheit war Oberleutnant Karl Schmidt, der erst vor einigen Wochen den Bann 70 Saarbrücken übernommen hatte. Er trug keine HJ- sondern Wehrmachtsuniform. In der Hierarchie der HJ-Führer gab es außer dem Adjutanten des Bannführers, der wegen seiner unmilitärischen Erscheinung und seines legeren Verhaltens etwas aus dem Rahmen fiel, den Hauptstammführer, die Stammführer und die Gefolgschaftsführer.

Außerdem waren uns einige Unteroffiziere der Wehrmacht zugeteilt, deren Aufgabe mir nicht ganz klar war. Möglicherweise sollten sie vormilitärische Ausbildung mit uns machen, was aber wegen der Schanz-tätigkeit nicht möglich war. Ich erinnere mich an Oberfeldwebel Walser aus Österreich, der trotz seiner zur Schau gestellten Strenge etwas Väterliches an sich hatte und für uns Jungen gut sorgte.

Es gab noch die sogenannte „Führereinsatzstaffel“, die besondere Armbinden trug — „Reichsverteidigungseinsatz West“ oder so ähnlich. Diese Jungen waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Die Dinger sahen recht primitiv aus und stammten angeblich von Fallschirmabwürfen der Amerikaner für die französische Resistance. Sie waren nicht ungefährlich und gingen bei der geringsten Erschütterung los. Es gab auch ein paar Unfälle, die aber glücklicherweise glimpflich verliefen.

Nach einigen Tagen wurde ich zusammen mit anderen Kameraden nach dem Beruf gefragt, und da ich Schreibmaschine schreiben konnte, wurde ich als Schreiber des Bannführers abkommandiert. Das erste, was ich in dieser Eigenschaft mitbekam, war die „Verpflegungsorganisation“ des Bannführers. An diesem Tag hatte es Kaltverpflegung gegeben, nämlich Brot, Margarine, Wurst, Kunsthonig. Mir kam das der Zeit entsprechend ziemlich reichlich vor. Der Bannführer aber war damit für die Jungen nicht zufrieden. Er rief den Kreisleiter an und erklärte mit derben Worten, daß seine Jungen besser verpflegt werden müßten, andernfalls die Arbeit eingestellt würde. Ein ganzer Ochse müsse her und Warmverpflegung. Tatsächlich wurde darauf die Verpflegung noch besser und die Werkskantine eines nahegelegenen Industriebetriebes kochte für uns.

In diesen Tagen kam ein HJ-Führer in der Uniform des Führer-Korps zu uns, ein unsympathischer Typ, der angab, er hätte einen Offiziersrang in der SS. Später stellte sich heraus, daß er in der SS nur einen geringen Rang hatte. Wegen dieser Sache und möglicherweise wegen anderer Unklarheiten wurde er später vom Bannführer „verhaftet“ und abgeschoben.

Damals stand mein Jahrgang 1928 kurz vor der Musterung und hatte die Möglichkeit, sich „kriegsfreiwillig“ zu melden. Diese Meldung als Kriegsfreiwilliger hatte eigentlich nur symbolische Bedeutung, denn schließlich würden alle Tauglichen — wie auch bei früheren Jahrgängen — zusammen eingezogen werden. Es wurde allerdings von Jahrgang zu Jahrgang früher.

Im Lager Marinau hatte man nun festgestellt, daß nur noch 3 oder 4 Jungen des Jahrganges 1928 sich noch nicht kriegsfreiwillig gemeldet haben, darunter auch ich. Wir wurden nun einzeln zu einem Gespräch vor einen Wehrmachtsangehörigen und einen HJ-Führer befohlen. Das Gespräch mit mir war ziemlich einseitig. Man hat mir vorgehalten, daß ich doch als Angehöriger der Hitler-Jugend für die Sache des Führers und des deutschen Volkes eintreten müßte, und es wäre doch selbstverständlich, daß ich zu den Kriegsfreiwilligen gehören würde. Ich sagte „Jawohl“ und konnte abtreten. Etwas unterschrieben habe ich nicht. Kurze Zeit später war in einem Aushang am schwarzen Brett zu lesen, daß sich die nachstehenden Jungen kriegsfreiwillig gemeldet hätten, sie würden mit sofortiger Wirkung zum Rottenführer befördert, und der Bann Saarbrücken 70 sei damit 100 % kriegsfreiwillig. Dabei stand auch mein Name. Nachmittags kam der Kreisleiter der NSDAP ins Lager und überreichte allen Kriegsfreiwilligen eine Ehrenurkunde und ein rotes Bändchen, das als Zeichen des Kriegsfreiwilligen an der Achselklappe zu tragen war. Nun hatte ich eine silberne und eine rote Litze und meine HJ-Karriere hatte ohne mein Zutun begonnen.

Am 14. 9. 1944 erschien in der Saarbrücker Zeitung unter der Überschrift „Unser Frontgau wird sich bewähren“ groß aufgemacht der Text der Rede des Gaupropagandaleiters — heute der Inhaber einer bekannten auswärtigen Werbeagentur — die er wenige Tage vorher in der Wartburg gehalten hatte. Der prominente Parteigenosse sagte wörtlich: „Angesichts der Bedrohung unserer Grenzen hat sich der Jahrgang 1928 der westmärkischen Hitler-Jugend, soweit er im Schanzeinsatz steht, geschlossen freiwillig an die Front gemeldet“.

Nun bekamen wir auch andere Uniformen in gelblich brauner Farbe, so eine Art Sackkleinstoff, lange Hosen und kurze Jacken. Das war die Uniform der HJ-Wehrtüchtigungslager.

Die erwartete Jagdfliegertätigkeit blieb nicht aus. Einmal flog bei einem Angriff, der sonst keinen Schaden anrichtete, ein leerer Patronengurt in eine Baracke. Ein anderes Mal haben wir von einem Splitterschutzgraben eine Lighthning beobachtet, die ziemlich tief das Lager überflog. Diese Jagdflugzeuge hatten einen doppelten Rumpf und konnten nach vorne und nach hinten schießen, das heißt beim Anfliegen und beim Abfliegen eines Zieles. Aus diesem Grunde und wegen ihrer Schnelligkeit und starken Bewaffnung waren Lighnings ziemlich gefürchtet. Die leichte Flak, die in unmittelbarer Nähe des Lagers stand, beschoß die Lighthning. An der Leuchtspurmunition war zu erkennen, daß das Feuer zu kurz lag. Das Flugzeug, das möglicherweise keine Angriffsabsichten auf unser Lager hatte, kehrte um und beschoß die Flakstellung, wo es Tote gegeben haben soll. Bei diesem Vorfall soll der HJ-Führer mit dem angeblichen SS-Offiziersrang eine Rolle gespielt haben, der unter Drohungen mit Kriegsgericht die Flak-Soldaten gezwungen haben soll, zu schießen.

Als Schreiber des Bannführers brauchte ich nicht mehr zu schanzten, mußte aber dem Bannführer Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Eines Morgens wollte ich ihm die gerade eingetroffene Saarbrücker Zeitung geben, als er sagte: „Ich weiß auch so, daß wir den Krieg verloren haben, dafür brauche ich keine Zeitung zu lesen.“ Über diese Bemerkung des Bannführers war ich sehr erstaunt, schließlich waren sonst von den hohen Führern nur Siegesparolen zu hören.

Noch im Monat September wurden wir vom Lager Marinau nach Saarbrücken-Burbach in die Weyersbergschule verlegt. Grund dafür war wahrscheinlich der fertige Panzergraben, aber auch das Vorrücken der amerikanischen Streitkräfte, das allerdings jetzt etwas langsamer erfolgte. In der Weyersbergschule war zunächst kein Stroh vorhanden und die ersten Nächte schliefen wir auf dem blanken Holz oder sogar auf dem Steinfußboden. Viele von uns hatten nur eine einzige Decke, denn als wir auszogen, war es noch Sommer, und nun kam auf einmal der kühle Herbst. Ein Teil der Mannschaft war in der Füllengartenschule untergebracht.

Später schlief ich in der Schreibstube auf dem Tisch, zuweilen auf einer Tragbahre, seltener auf einem Feldbett, das in der Schreibstube stand und einmal von diesem oder jenem benutzt wurde. Im Allgemeinen habe ich aber sehr wenig geschlafen, ich hatte öfter 24 bis 36 Stunden Dienst hintereinander und erhielt dann eine Nacht Urlaub. Anstatt dann nach Hause zu gehen und mich auszuschlafen, fuhr ich nach Bildstock zu meinem Mädchen und kam spät in der Nacht mit der letzten Straßenbahn oder dem letzten Zug zurück.

Die Verhältnisse in der Weyersbergschule konsolidierten sich allmählich. Wir hatten im Hof eine Gulaschkanone stehen, und die Verpflegung war, gemessen am 6. Kriegsjahr, reichlich und nicht schlecht — trotz Margarine und Kunsthonig. Ich glaube, die Brotration betrug pro Mann und Tag 1 000 g.

Eines Abends wurde ich mit einigen anderen Kameraden zum Dienst an den Hauptbahnhof abkommandiert. Wir sollten aufpassen, daß kein Junge über 14 Jahren mit seinen Eltern die Stadt verläßt. Inzwischen erfolgten nämlich offiziell Transporte der freiwilligen Evakuierung (lt. Herrmann ab 18. 9.) Wir waren drei Gruppen: einige Kameraden und ich, der HJ-Streifendienst und unsere Unteroffiziere von der Wehrmacht. Den Soldaten paßte es gar nicht, halbe Kinder an der Abfahrt mit ihren Eltern zu hindern, uns war es auch egal, lediglich der HJ-Streifendienst war scharf darauf. Wir haben uns mit den Soldaten verständigt, nur so zum Schein einige Leute aufzuhalten, aber sobald der Streifendienst nicht aufpaßte, sie zum schnellen Abhauen aufzufordern. Da wir keine „Beute“ gemacht hatten, wurden wir zu einem solchen Dienst nicht mehr abkommandiert.

Ich erinnere mich noch an einen Stammführer, der von auswärts zu uns kam, und der, wie ich aus seiner Aussprache zu erkennen glaubte, aus Sachsen stammte. Er sah eher wie ein Wandervogel in HJ-Uniform aus und fühlte sich bei uns anscheinend nicht wohl.

Der Bannführer hatte unter seinem Feldbett eine durchgeladene Maschinenpistole liegen. Als ich ihn deswegen ansprach, meinte er, man könne

nie wissen, ob man das Ding nicht einmal ganz plötzlich gebrauchen könne.

Einiges Aufsehen erregte damals der plötzliche Tod des Reichsverteidigungskommissars Gauleiter Bürckel. Man munkelte so einiges über Selbstmord oder einen anderen unfreiwilligen Tod, aber etwa Genaues wußte niemand.

In den letzten Tagen in der Weyersbergschule beanstandete der Bannführer meine Frisur; meine Haare waren nämlich etwas länger als die vorgeschriebene Maximal-Länge eines Streichholzes. Nachdem ich mir beim Lagerfriseur die Haare schneiden ließ, begutachtete der Bannführer das Werk und war zufrieden. Am gleichen Tag ging ich über den Flur, als ich einige Jungen vor irgendjemand weglaufen sah. Da tauchte Unteroffizier B. auf, der etwas hinter seinem Rücken verbarg. Nichtsahnend ging ich weiter, als mich B. anhielt, eine Schere zu Vorschein brachte und mir blitzschnell quer über den Kopf einige Haarbüschel herausschnitt. Der Bannführer, der anschließend die Bescherung sah, tobte vor Wut und wollte den Unteroffizier degradieren. Ich glaube, er hätte es auch getan, wenn nicht am Abend des 5. Oktober der Angriff gekommen wäre.

Der Fliegerangriff am 5. Oktober 1944

(Zeitplan der Angriffe, nach Günther Meiser, „Saarbrücken im Bombenhagel“, in Saarbrücker Zeitung vom 3. 10. 69:

- 20.02 Uhr Öffentliche Luftwarnung
- 20.07 Uhr Fliegeralarm
- 20.15 Uhr ca. 40 Mosquitos über der Stadt, setzen „Christbäume“, 20 Minuten lang im Einzelanflug Abwurf von Sprengbomben und Minen auf Malstatt-Burbach, Am Homburg, Güterbahnhof
- 21.13 Uhr Vorentwarnung
- 22.03 Uhr Entwarnung
- 22.14 Uhr Öffentliche Luftwarnung
- 22.20 Uhr Fliegeralarm
unmittelbar darauf „Christbäume“, ca. 800 britische Langstreckenbomber, hauptsächlich Lancaster, zahlreiche Sprengbomben, Minen, Flüssigkeitsbrandbomben und ca. 500.000 bis 600.000 Stabbrandbomben.
35 Minuten Angriffsdauer
3.911 Häuser total zerstört
344 standesamtlich registrierte Tote, in Wirklichkeit mehr.)

Die schweren Tagesangriffe amerikanischer Bomber in den Monaten Mai bis August lagen schon einige Zeit zurück. Abgesehen von kleineren Aktionen gab es seit dem 11. 8. keine Großangriffe mehr auf die Stadt Saarbrücken. Jedoch hatte die Tätigkeit der Jagdbomber stark zugenommen und es gab auch einzelne Bombenabwürfe über der Stadt. Das Geschäft Kohde in der Breite Str. erhielt einen Sprengbombenvolltreffer, ohne daß vorher Fliegeralarm gegeben war. Nach Mitteilung von

Herrn Günther Meiser war dies am 2. Oktober und es gab dabei 19 Tote. Ich bin abends auf dem Weg nach der Weyersbergschule dort vorbeigekommen und habe gesehen, daß in den Trümmern im Licht starker Scheinwerfer gearbeitet wurde. Daß trotz der strengen Verdunkelungsvorschriften mit Licht gearbeitet wurde, konnte nur bedeuten, daß man nach Verschlütteten suchte.

In dieser Zeit versuchte jeder schnell zu vergessen, was an Katastrophen geschehen war, und nicht daran zu denken, was noch bevorstehen könnte. So dachte niemand an etwas Besonderes, als es am frühen Abend des 5. Oktober Fliegeralarm gab. Die gesamte Mannschaft ging in den Hochbunker auf dem nahen Burbacher Markt. Lediglich der Bannführer, die Bannmädelführerin, der Führungsstab, einige Wachen und ich — der Schreiber des Bannführers — blieben in der Schule. Außerdem waren im Keller einige Jungen wegen irgendwelcher Missetaten für einen oder zwei Tage eingesperrt. Schon bald hörte man Flugzeuggeräusch und das Feuer der Flak setzte ein. Vor dem Schultor standen zwei Mann Wache, die meldeten, es würden in der Luft Leuchtzeichen, sogenannte Christbäume, gesetzt. Jetzt war mit Bombenabwürfen zu rechnen, und wir hielten es für besser, in Deckung zu gehen. Sogar der Bannführer, der sonst jede Fliegertätigkeit einfach ignorierte, ging in den Keller. Schon sehr bald fielen Bomben. Nach jedem Einschlag riefen wir im Chor: „Vierundzwanzig-fuffzich — Scheiße“ Es schienen einzelne Abwürfe zu sein. Auch das Licht ging nicht aus, wie sonst bei den massierten Tagesangriffen. Nachdem wieder Ruhe eintrat, gingen wir nach oben und es stellte sich heraus, daß einige Fensterscheiben durch Luftdruck zu Bruch gegangen waren. Die Verdunkelung in der Schreibstube brachte ich wieder in Ordnung. Eine telefonische Rückfrage bei der Einsatzleitung — ich glaube beim Kreisleiter der NSDAP — ergab, daß ein Einsatz von uns nicht erforderlich sei. Auch im Lager Füllengartenschule, mit dem Telefonverbindung bestand, war alles soweit in Ordnung.

Ich legte mich auf ein Feldbett in der Schreibstube, auf das im Augenblick niemand Anspruch zu erheben schien und wollte eine Mütze voll Schlaf nehmen, als es wieder Voralarm und gleich darauf Fliegeralarm gab. Sofort darauf war Flugzeuggeräusch und Flakfeuer zu hören. Ich dachte zunächst an einzelne Flugzeuge auf dem Heimflug, aber das Brummen schwoll immer mehr an, der ganze Himmel schien zu dröhnen. Das mußte eine große Anzahl Flugzeuge sein!

Wieder wurden „Christbäume“ gesetzt, die Flak schoß und die ersten Bomben rauschten herunter. Der zweite Angriff wurde schon sehr bald als sehr viel schwerer empfunden. Das Scheiße-Schreien war uns vergangen. Wir standen im Keller eng aneinandergedrängt zwischen den Gemüsevorräten und hörten stumm und beklommen das Toben des Angriffs. Im Gegensatz zu den Tagesangriffen mit „Bombenteppichen“, die jeweils in ganz kurzer Zeit herabrauschten, kamen bei diesem Angriff die Bombenreihen in Abständen herunter. Wir merkten schließlich, daß die Detonationsreihen immer näher kamen. Immer mehr zitterte das große Haus über uns und immer mehr schien der Keller wie bei einem Erdbeben zu schwanken. Und dann ging auch das Licht aus. Ich griff nach einem Halt und fand einen Haken in der Wand. Der Junge, der neben mir stand, klammerte sich an mir fest. Da kam mit unwahrscheinlich lautem

Krachen eine Bombenreihe direkt auf uns zu. Die letzte Bombe dieser Reihe fiel im Schulhof in unmittelbare Nähe unseres Kellers. Die Hölle war los. Der ganze Keller schien sich hoch zu heben. Der Luftdruck der Detonation schlug wie ein gewaltiger Hammer auf uns ein. Es war, als würde eine Riesenfaust das große Gebäude schütteln. Die Längsmauer des Kellers stürzte zusammen. Die eiserne Luftschutztür, neben der ich stand, wurde aus den Angeln gerissen. Wir konnten kaum noch atmen; der Raum war angefüllt von Trümmerstaub, und wir mußten krampfhaft keuchen und husten. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Auf der anderen Seite der eingestürzten Mauer waren die „Eingespernten“, die nun mit uns vereint waren. Nun wurde es für kurze Zeit etwas ruhiger. Obwohl noch starkes Flugzeuggeräusch zu hören war, hatte sich der Lärm der Einschläge etwas entfernt.

Plötzlich hörte man es im Hause poltern und krachen. Es war, als würden Möbel umgestürzt und dicke Steine die Treppe heruntergeworfen. Das waren Brandbomben, die in Mengen im Haus einschlugen. Wieder hielten wir den Atem an und zogen die Köpfe ein. Als es wieder ruhiger wurde, gingen einige von uns nach oben. Ich tastete mich stolpernd nach der Schreibstube vor, wo ich ein Bild der Verwüstung vorfand. Nach der Hofseite zu war ein riesiges Loch. Die Feldbetten waren verschwunden und an der Stelle des Schreibtisches lag ein Haufen Steine. Die Verbindungswand zu dem Raum zur Straßenseite war weg. Von dem Büroschrank war nur noch das Unterteil vorhanden. Ich suchte zwischen den Steinen herum und fand einige persönliche Gegenstände, die ich in der Schreibtischschublade deponiert hatte. Auch das Dienstsiegel des Bannes fand ich. Ich glaube, ich hielt es in diesem Augenblick sogar für wichtig, das Dienstsiegel geborgen zu haben.

Die ganze Szene wurde durch die beginnenden Brände gespenstig beleuchtet. Plötzlich rauschten wieder einige Sprengbomben herunter, und ich rannte schnell wieder in den Keller. Inzwischen hatten sich die Brände im Hause stark ausgebreitet und dicke Rauchschwaden zogen schon in den Keller. Wir rissen Wolldecken auseinander und tauchten die Stücke in große Bottiche, die mit Wasser und geschälten Kartoffeln gefüllt waren. Diese nassen Fetzen benutzten wir als Rauchmasken. Schließlich war es im Keller nicht mehr auszuhalten.

Draußen fand ich ein unbeschreibliches Chaos vor. Der Schulhof war mit Trümmern übersät. Die Fahrzeuge, die im Hof standen — nach meiner Erinnerung ein LKW und ein PKW — waren zerfetzt. Flugzeuge und Bombeneinschläge waren nicht mehr zu hören, jedoch steigerte sich der Lärm der Brände immer mehr bis zu einem ständigen Brausen und Donnern. Aus den Fenstern der niedrigen Wohnhäuser gegenüber der Schule schlugen schon meterhohe Feuerzungen, die aussahen wie ins Riesenhafte vergrößerte Schweißbrennerflammen. Durch den Sog der von allen Seiten zum Himmel schlagenden Flammen entstand der berühmte „Feuersturm“ — eine Erscheinung, die nur schwer mit Worten zu beschreiben ist. — Der Weltuntergang schien angebrochen zu sein.

Ich versuchte, meinen Tornister, der im Seitenbau im ersten oder zweiten Stock lag, zu bergen, konnte aber wegen der Rauchentwicklung nicht durchkommen. Die Gulaschkanone, die an der Hauswand stand, haben

wir dann, um sie vor der Zerstörung zu retten, in den Hof geschleppt. Mehr konnten wir nicht tun und standen hilflos der Zerstörung gegenüber.

Schließlich gab der Bannführer, auf den Trümmern des zerstörten LKW stehend, Befehl, daß jeder nach Hause gehen solle. Am nächsten Morgen sollten sich alle wieder einfinden. Obwohl er eine kräftige Stimme hatte, konnte er sich durch den Lärm nur schwer verständlich machen.

Nun begann der Weg nach Hause, der recht schwierig werden sollte. Zunächst suchten wir uns in einer kleinen Gruppe durch die zerstörten Straßen in Burbach durchzufinden. Wir gerieten dabei, weil ein Teil der Hochstraße nicht passierbar war, in das Gelände der Burbacher Hütte. Dort brannte es zwar nicht, es war aber wegen der Werksanlagen schwierig, sich zurecht zu finden.

In der oberen Breite Straße angekommen, hatte ich die Verbindung zur Gruppe verloren und war allein. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Das Tosen des Feuersturmes wurde hier wieder lauter. In Höhe des Breitenbacher Platzes stürzte ein brennendes Haus donnernd zusammen. Auf der Kreuzung Breite Straße und Brückenstraße lag ein umgestürzter Straßenbahnwagen. Hier schien es nicht mehr weiter zu gehen. Die Breite Straße war damals wesentlich schmaler als heute und hieß Jakob-Johannes-Straße. Alle Häuser auf beiden Seiten brannten lichterloh. Ich wollte aber unbedingt durch und hängte mir den Fetzen der Wolldecke, den ich immer noch bei mir hatte, zum Schutz gegen den Funkenregen über den Kopf.

Im Laufschrift ging ich die Straße an und schon nach wenigen Metern hatte ich den Eindruck, vom Feuer rings umschlossen zu sein. Die Glut-hitze war unerträglich. Auch unter den Schuhsohlen wurde es immer heißer. Ich konnte kaum noch atmen und hatte die Orientierung verloren. Als ich schon glaubte, aus diesem Chaos nicht mehr herauszufinden und verloren zu sein, sah ich im fast blinden Weiterstolpern plötzlich die herunterhängende Oberleitung der Straßenbahn.

Diese diente mir nun als Wegweiser, und ich rannte in der Richtung des Drahtes. Die letzte Strecke bis zum Malstatter Markt war schrecklich. Das Feuer schien nicht nur um mich herum zu sein, sondern auch in meinen Lungen zu rasen.

Gegenüber dem Tivoli-Kino kam ich zum Stehen. Dort brannte es nicht, weil durch den Malstatter Markt die Bebauung etwas offener war. Da standen auch einige Kameraden. Auf welchem Weg sie hergekommen waren, wußte ich nicht. Wir gingen zusammen in Richtung St. Johanner Straße durch die Bahnunterführung und standen der brennenden Baumschen Mühle gegenüber. Auch hier schien es nicht mehr weiter zu gehen. Dann wurde uns bewußt, daß wir an einer Tankstelle standen, die zwar noch nicht brannte, aber es war nur noch eine Frage der Zeit, daß sich das Feuer bis hierhin ausdehnen würde. Nun bot sich der Bahndamm als Rettungsweg an. Wir kletterten die Böschung hinauf und gingen zwischen den Schienen auf den Schwellen weiter. Vom Bahndamm herunter, insbesondere von den Brücken über der Otto- und der Trierer Straße, sah man über das Flammenmeer der brennenden Stadt.

Der Weg auf den Schienen führte uns zunächst hinter den Hauptbahnhof bis zur Fußgängerüberführung, die zum Rodenhof führt. Wir wollten nun versuchen, durch den Lützelbachtunnel in die Stadt zu kommen. In dieser Richtung war es dunkel und dort schien es nicht zu brennen. Da kamen uns einige Leute entgegen, die sagten, am Tunnel läge ein Blindgänger. Wir gingen trotzdem weiter. Nach wenigen Schritten aber krachte es und wir kehrten um zu den Bahngleisen. Hinter dem Hauptbahnhof ging es bis zum Güterbahnhof und endlich erreichte ich in Höhe der Johannis-Brücke die Dudweiler-Land-Straße.

Nun war ich wieder alleine und ging nach Hause in die Cecilienstraße. Hier in St. Johann war es verhältnismäßig ruhig, weil die Brände nicht so wie in Malstatt-Burbach und Alt-Saarbrücken wüteten.

Meine Eltern fand ich im Schmollerbunker. Ich berichtete, was ich gesehen hatte und ging nach Hause, um ein paar Stunden zu schlafen. Die Uniform stank nach Rauch, und ich konnte kaum aus den entzündeten Augen sehen.

Getreu dem Befehl, am Morgen wieder in der Weyersbergsschule zu sein, machte ich mich früh auf den Weg durch die zerstörte und an vielen Stellen immer noch brennende Stadt.

Auf dem Trümmerfeld des Weyersbergsschulhofes fanden sich etwa 60 bis 70 Jungen ein. Aus geretteten Verpflegungsbeständen machte die Bannmädelführerin und andere BDM-Führerinnen Butterbrote. Jemand fand Rotwein und schnell waren einige Jungen betrunken. Einer davon versuchte, mit dem Bannführer zu schmusen, der die Situation mit Humor zu nehmen versuchte.

Ich glaube, es war an diesem Vormittag sonniges Wetter, aber die Sonne konnte durch die Rauch- und Schmutzglocke, die über der Stadt schwebte, nicht durchdringen.

Die Saarbrücker Zeitung schrieb in ihrem Leitartikel am 7. Oktober: „Wir wollen nichts verschweigen und nichts beschönigen: unser altes Saarbrücken, wie wir es kannten und mit allen Fasern unseres Herzens geliebt haben, ist nicht mehr . . . “ „ . . . Das Herz krampft sich zusammen, wenn man heute die Stadt durchwandert. Fast alles, was ihre Gestalt ausmachte und ihr städtebauliches Gesicht bestimmte, ist in der Bombennacht dahingesunken . . . “

Am späten Vormittag ging ich zur Saarbrücker Zeitung, meinem Lehrbetrieb. Auch hier war viel zerstört und verwüstet, vor allem das Bürogebäude, das bis auf die Außenmauern ausgebrannt war. Die technischen Einrichtungen der Druckerei und der Zeitungsrotation waren zwar noch erhalten, jedoch nicht einsatzfähig. Die Zeitung wurde in Neunkirchen gedruckt. Mein Mädchen fand ich im Keller, wo notdürftig Arbeitsplätze eingerichtet waren.

Am Nachmittag fiel ein zäher Regen. Nun mischte sich das Grau der Wolkendecke mit dem Grau der Rauchwolken, die von noch immer brennenden Häusern aufstiegen, und dem trostlosen Grau der Trümmerstätten. Auch die Gesichter der Menschen in der Stadt waren grau — von der Angst dieser schrecklichen Nacht, von der Ungewißheit, wie es nun

weitergehen würde, von der Sorge, was noch an Not und Schrecken bevorstehen würde.

Nach dem 5. Oktober war unsere Zahl sehr stark zurückgegangen. Viele Jungen verließen mit ihren Eltern, deren Wohnung bei dem Angriff zerstört wurde, die Stadt. Der Rest der Mannschaft wurde in das „Lager Halberg“ verlegt, ein Baracken-Lager in der Brebacher Landstraße, in dem vorher Fremdarbeiter oder Kriegsgefangene untergebracht waren. Der Führungsstab, zu dem ich als Schreiber des Bannführers auch gehörte, zog zur Dienststelle des Bannes 70 in der Bismarckstraße 13, ehemals Villa Rexroth, um. Dienstzimmer war das große Balkonzimmer zur Bismarckstraße, das nach dem Kriege wahrscheinlich das Zimmer des ersten saarländischen Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann wurde. Die Villa Rexroth schien mir um die Jahrhundertwende oder auch früher erbaut und der Typ einer hochherrschaftlichen Villa. Geringe Spuren des ehemaligen Glanzes waren noch vorhanden, so erinnere ich mich an ein Bildglasfenster im Treppenhaus mit einer St. Hubertusdarstellung. Mitte der 60er-Jahre wurde das Gebäude abgerissen, und seit 1968 steht dort der Neubau der Modernen Galerie.

Der Bannführer wollte damals das Treppenhaus etwas mehr schmücken, und aus den Trümmern des nahegelegenen Theaters wurde blauer Stoff „organisiert.“

Ich schrieb hauptsächlich für den Bannführer nach Diktat. Da ich nicht stenografieren konnte, hatte ich mir so eine Art eigenes Kurzschriftsystem entwickelt und war jedesmal heilfroh, daß ich mein Gekritzelt hinterher noch lesen konnte. Bezüglich der Schriftform war der Bannführer sehr kritisch, ich hatte kein Radiergummi und durfte mich nicht verippen. Trotz seines rauen Landsknechtsgehabes war der Bannführer recht umgänglich. Ich hatte den Eindruck, daß er mich trotz meiner wenig militärischen Erscheinung (damals konnte man meinen Typ als „Flasche“ oder „Waldheini“ bezeichnen), gut leiden mochte. Er gab mir öfter Nachturlaub, nicht ohne mich zu ermahnen, ich solle es nicht zu toll treiben.

Meine etwas unfreiwillige HJ-Karriere machte durch das Wohlwollen des Bannführers Fortschritte. Noch in der Weyersbergsschule wurde ich zum Oberrottenführer — zwei silberne Litzen —, und am 9. November, als allgemein Beförderungen fällig waren, zum Kameradschaftsführer — ein silberner Stern — befördert.

Der Bannführer war sehr darauf bedacht, daß die Verpflegung für die Mannschaft immer reichlich war. Ich glaube, wir hatten damals den höchsten Verpflegungssatz, den es gab. Das warme Essen kam vom Lager Halberg, die Kaltverpflegung war im Hause. Möglicherweise saß ich aber auch durch meine Arbeit in der Banndienststelle „an der Quelle“, und im Lager war es vielleicht nicht so gut.

In einer Nacht haben der Bannführer und ich im Zimmer der abwesenden Bannmädelführerin einen „Mundraub“ verübt. Dort stand ein Korb mit Grauwürsten und Butter. Wir haben davon soviel in uns hineingestopft, wie nur möglich war, den Rest mitgenommen und einen verschmierten Zettel hinterlassen, ungefähr des Inhalts „... es hat gut geschmeckt“.

Der Bannführer war etwa 26 Jahre alt, groß, gut aussehend und dunkelhaarig. Es hieß, er habe einen gewaltigen Mädchenbedarf. An Kriegsauszeichnungen trug er die Eisernen Kreuze, das Deutsche Kreuz in Gold, das Infanteriesturmabzeichen, die Nahkampfspange und das goldene Verwundetenabzeichen.

Er war ein tollkühner Draufgänger, und es wurde erzählt, daß er während eines Fliegerangriffes mit dem PKW durch die Stadt gefahren sei, wobei der Fahrer tausend Ängste auszustehen hatte. Auch soll er öfter die Front bei Forbach aufgesucht haben.

Eines Abends diktierte er mir im Zimmer der Bannmädelführerin, als plötzlich, nachdem vorher Flugzeuggeräusch zu hören war, die schwere Detonation einer Luftmine erfolgte. Das Fenster flog auf, die Vorhänge flogen durchs Zimmer und ich glaube, es gingen auch ein paar Scheiben zu Bruch. Ich stand auf und stellte mich an die Wand, von der ich mir vielleicht einige Deckung erhoffte. Er aber blieb seelenruhig im Sessel sitzen und sagte zu mir: „Was ist los, hast du Angst?“ Ich habe nur stumm genickt. Da meinte er: „Du brauchst keine Angst zu haben, du mußt nur immer nach meinen Stiefeln sehen, wenn die mal in Bewegung kommen, dann wird es erst mulmig. Du brauchst dich dann nur an mich zu hängen, und es kann dir nichts passieren.“

Ein wesentlich anderer Typ war der Hauptstammführer. Man könnte ihn als „Intellektuellen“ bezeichnen, auch war er kalt und arrogant. In der braunen Uniform des HJ-Führerkorps wirkte er elegant und gepflegt. Er liebte es zuweilen, literarische Zitate von sich zu geben, vor allem Rainer Maria Rilke „reiten, reiten, reiten, den Tag und die Nacht . . .“ Gegenüber Besuchern, hauptsächlich Eltern von eingezogenen Jungen, verhielt er sich abweisend und überheblich.

Einmal gab es unter den Stammführern einen „Skandal“, bei dem Beziehungen zu Mädchen eine Rolle gespielt haben. Einer oder sogar mehrere der Führer wurden degradiert. Ich sah einen der Beteiligten in einem der Dienstzimmer in verstörter und deprimierter Verfassung und ich hatte den Eindruck, daß er sich umbringen wollte. Ich nahm ihm seine Pistole weg und gab sie mit einer entsprechenden Erklärung dem Bannführer, der die Sache aber nicht ernst nahm.

Am 9. Oktober begannen die Einzelangriffe von Flugzeugen, die Luftminen über der Stadt abwarfen. Diese schnellen Flugzeuge flogen in großer Höhe und konnten deshalb vom Luftwarn-System nicht erfaßt werden. Die Abwürfe erfolgen plötzlich, ohne daß vorher Alarm gegeben wurde und verbreiteten neue Angst und Schrecken unter der Bevölkerung. Wegen der Nähe der Front funktionierte das Alarmsystem sowieso nicht mehr richtig und die Stadt befand sich in permanenter Luftgefahr. Diese Luftminen — ich hatte einmal einen Blindgänger gesehen — waren tonnenförmig, sahen etwa aus wie eine kleine Plakatsäule, wogen 36 Zentner und hingen an kleinen aber starken Fallschirmen. Sie detonierten noch über dem Boden. Die verheerende Wirkung dieser Minen resultierte hauptsächlich aus dem Sog, der nach der Explosion entstand und der noch auf weite Distanz die menschliche Lunge zerreißen konnte. Eine der ersten Luftminen fiel in der Nähe der Banndienststelle. Das Zentrum der Explosion lag in der Bleichstraße, wo es einige Tote gab. Ich war

im Hausflur der Banndienststelle und wurde einige Meter durch die Luft geschleudert. Später war eine Frau bei uns im Keller, die außer einem Schock anscheinend keine Verletzungen hatte, aber plötzlich tot umfiel, möglicherweise infolge eines Lungenrisses. Auf dem Wackenberg soll es durch eine Luftmine eine größere Anzahl Tote gegeben haben. Laut Meiser, Aufzeichnungen des Pfarrers von St. Michael, wurden am 9. 10. 1944 drei Luftminen abgeworfen: Bleichstraße, Großmarkthalle und Wackenberg, ca. 27 Tote. Ludwig Bruch gibt in seiner Arbeit über die Geschichte der Saarbrücker Zeitung auf Seite 194 für den 9. 10. 1944 die Zahl der Toten mit 57 an.

Im Oktober und November flogen die Amerikaner wieder Tagesangriffe auf die Stadt Saarbrücken. Meiser nennt in seinem Artikel „Saarbrücken im Bombenhagel“ in Sbr. Ztg. vom 3. 10. 1969 den 14. 10., 4. 11. und 9. 11.. Einen der Angriffe erlebte ich im Keller der Banndienststelle, als eine Sprengbombenreihe von der Saar her in den Garten des Hauses fiel. Ein anderes Mal war ich unterwegs, als ich im Keller des Gasthauses Horch, Ecke Mainzer Straße und Bleichstraße Schutz suchte. Das Pfeifen der herabrauschenden Bombenteppiche war so schrill, daß ich mir die Ohren zuhielt. An diesem Tag wurden im Ostviertel starke Zerstörungen angerichtet. In der Polizeikaserne wurden einige Menschen kurz vor dem Bunkereingang durch Sprengbomben getötet, auch sollen zahlreiche Fremdarbeiter auf diesem Gelände umgekommen sein, jedenfalls standen dort eine Menge Särge, und es wurde erzählt, daß die Brandleichen auf die Größe von Kleinkindern zusammengeschrumpft waren.

Trautes berichtet in seinem Artikel in Saarbrücker Hefte Nr. 33 über den Bombeneinschlag in die vollbesetzte Gastwirtschaft Schauß in der Mainzer Straße, wo es zahlreiche Tote gab. An dieser Trümmerstelle habe ich 1946 oder 1947 im Rahmen der monatlichen „Pflichtarbeit“ mit anderen gearbeitet. Wir fanden beim Wegräumen des Schuttes zuerst ein Faß Wein, das unbeschädigt war. Mit einem in der Nachbarschaft besorgten Schlauch zapften wir das Faß an und taten uns gütlich daran. Als Folge davon bewegten sich Hacken und Schaufeln schneller und leichter und es bestand Aussicht, daß wir unser Tagessoll — ich glaube pro Mann eine Lore voll Schutt — schnell erreichen würden. Dann fanden wir beim Weitergraben Knochen, auch ein Stück, das aussah wie ein Kinnbacken mit Zähnen. Einer meinte, das wäre vielleicht von einer Ziege. Ich habe dann darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht üblich ist, Ziegen die Zähne zu plombieren.

Das Haus Cecilienstraße 22, in dem ich bei meinen Eltern wohnte, wurde bei einem der Angriffe im Juli beschädigt, als das Haus gegenüber (Nr. 25) durch einen Sprengbombenvolltreffer zerstört wurde. Die Trümmer fielen über die Straße bis in den Hausgang hinein. Im November schlug eine Brandbombe durch das Dach und blieb in der Decke unseres Flures stecken, wo sie schnell einen Brandherd bildete. Ganz bestimmt wäre das Haus ausgebrannt, wenn nicht der alte Herr Griesinger und der junge Hugo Ullmer im Hause gewesen wären, die mit Sand und Wasser vom Speicher her löschten. In unserem Flur stand eine Bütte mit Wasser, die die beiden unter den sich durch die Decke fressenden Brand schoben. So wurde unsere Wohnung und das ganze Haus gerettet.

Zurück zu den Ereignissen auf der Banndienststelle in der Bismarckstraße 13: Eines Tages war ein mit Eiern beladener Güterwaggon im Güterbahnhof durch Jabo-Angriff beschädigt worden. Jemand fing mit einem großen Eßkübel zerschlagene Eier auf, und wir backten uns riesige Portionen Rühreier. Ich schätze, daß so eine große Schöpfkelle voll zerschlagener Eier, die pro Mann in die Pfanne gehauen wurde, mindestens 12 Eiern entsprach. Es ist unwahrscheinlich, was Jungens im Alter von 14 bis 16 Jahren essen können.

Der Bannführer erhielt einmal den Besuch eines Offiziers, der anscheinend auch höherer HJ-Führer war und das Ritterkreuz trug. Da ich im Dienstzimmer des Bannführers zu tun hatte, habe ich die Unterhaltung mit angehört. Es ging im Wesentlichen um die Organisation der Hitler-Jugend nach dem gewonnenen Krieg. Der Offizier war der Meinung, daß nach dem Krieg die Erziehung der Jugend ausschließlich und allein Sache des Staates bzw. der Partei sei. Spätestens im Alter von 6 Jahren müßten deshalb alle Kinder kaserniert werden. Bei diesem Gespräch dachte ich mir, daß wir vielleicht doch den Krieg nicht gewinnen würden. Der Bannführer hatte im Sommer, als er den Bann 70 übernahm, in einer Rede dargelegt, wie schrecklich es wäre, wenn die Amerikaner nach Deutschland kämen. Sie würden — und das schien ihm das Schlimmste zu sein — sofort die HJ auflösen. Ich ertappte mich damals bei dem ketzerischen Gedanken, wenn das alles wäre, könnten die Amerikaner gleich morgen früh kommen.

Ende Oktober oder Anfang November wurde so eine Art Planspiel durchgeführt, zu dem ich die Tagesbefehle und die Dienstanweisungen tippte. Irgend ein Deckwort zu einer geheimen Aktion, in die nur wenige eingeweiht waren, geisterte damals herum. Es könnte sein, daß es sich dabei um den „Werwolf“ handelte, von dem nach dem Krieg die Rede war. In einer Truhe — ich glaube, sie gehörte der Bannmädelführerin — fand ich einen Aktenordner mit der Aufschrift „Geheim“. Es waren hauptsächlich Geheimbefehle der HJ-Gebietsführung darin, die den Kampf gegen die Konkurrenz der christlichen Konfessionen zum Inhalt hatten. Zum Beispiel, daß an einem bestimmten katholischen Festtag HJ-Dienst anzusetzen wäre und daß dafür gesorgt werden müsse, daß kein Jugendlicher an den katholischen Veranstaltungen teilnehmen könne.

In einer Nacht veranstalteten die höheren Führer und die BDM-Führerinnen im Keller ein großes Saufgelage. Gegen Morgen muß es dabei zu turbulenten Szenen gekommen sein, schließlich fielen auch einige Pistolenschüsse. Da Betrunkene oft mehr Glück als Verstand haben, ist dabei nichts passiert.

Zu dieser Zeit wurde der Jahrgang 1928 zur Musterung für die Wehrmacht aufgerufen. Die Musterung war in Sulzbach in der Festhalle. Der Chef der Musterungskommission war ein kleiner zackiger Oberstleutnant, der die Einzelheiten der Musterung mit dem Bannführer besprach. Die Nacht vor der Musterung übernachteten wir in der Below-Kaserne, der heutigen Universität. Da ich beim Bannführer zu tun hatte, habe ich einen Teil des Gespräches über die Vorbereitungen zur Musterung mitbekommen. Der Oberstleutnant meinte, es müsse ein Arrestlokal für die Leute, die zur Musterung zu spät kämen, eingerichtet werden. Der Bannführer erwiderte, es käme keiner zu spät, wir würden nämlich geschlossen anrücken.

Auch sei das keine Methode, jungen Leuten den Wehrdienst schmackhaft zu machen. Diese kritische Bemerkung eines jungen Oberleutnants gegenüber einem älteren und wesentlich ranghöheren Offizier war bemerkenswert. Möglicherweise fühlte sich auch Karl Schmidt als Bannführer ziemlich stark.

Später sagte der Bannführer zu mir, ich würde in meiner Uniform — die Sackleinenuniform der Wehrrertüchtigungslager, die auch meinem Mädchen sehr mißfiel — aussehen „wie eine Sau“ und ich sollte mir auf der Kleiderkammer der Kaserne andere Uniformstücke geben lassen. Da ich weder Mantel noch Mütze besaß und es bei der fortgeschrittenen Jahreszeit schon etwas kalt wurde, war mir das ganz recht. Ich bekam eine feldgraue italienische Keilhose, einen khakifarbenen Waffenrock des Deutschen Afrikakorps, einen feldgrauen tschechischen Mantel und eine Gebirgsjägermütze. Auf diese Uniform ließ ich mir dann die HJ-Rangabzeichen aufnähen.

Vor der Musterung gab mir der Adjutant des Bannführers folgende Anweisung: „Wenn Du an den Tisch vom Reichsarbeitsdienst kommst, wirst Du gefragt, ob Du zur Führereinsatzstaffel gehörst, Du sagst dann jawohl“. Ich meinte, das ginge doch nicht, ich sei ja gar nicht bei der Führereinsatzstaffel. Merkel meinte aber, ich solle machen was er sagt, er würde schon wissen, was richtig sei. Die Musterung ging ziemlich schnell vonstatten. Nach kurzer ärztlicher Untersuchung lautete das Ergebnis „KV“ - kriegsverwendungsfähig. Von dem Vorsitzenden der Musterungskommission, dem kleinen zackigen Oberstleutnant mit Glatze — ich glaube, er hatte ein Monokel, der auf der Bühne in der Mitte eines langen Tisches wie ein Gerichtspräsident thronte, wurde ich gefragt, zu welcher Waffengattung ich wolle. Ich sagte: „Panzer, Herr Oberstleutnant!“ Er erwiderte: „Ach was, alle jungen Leute wollen zu den Panzern, geht nicht.“ Darauf ich: „dann zur Infanterie“. Der Herr Oberstleutnant schnarrte dann: „Sie sind schon für die Infanterie notiert, abtreten!“ Mit einigem Herzklopfen trat ich dann vor den Tisch des RAD und beantwortete die Frage nach meiner Zugehörigkeit zur Führereinsatzstaffel mit einem gepreßten „Jawoll“ — Der RAD-Führer sagte: „Sie bekommen noch Bescheid“ und ich konnte gehen. Andere Jungen bekamen den Stellungsbefehl für den RAD gleich mit, und ich wußte jetzt, warum der Adjutant des Bannführers mir diese Weisung gegeben hatte.

Im November wurde der „Volkssturm“ aufgestellt, nachdem schon am 25. September ein entsprechender Erlass Hitlers ergangen war. Der Bannführer wurde Bataillonskommandant von Saarbrücken und beschaffte sich eine entsprechende Uniform, schlicht aber vornehm, mit tailliertem Mantel, schwarze Kragenspiegel mit 4 Sternen. Wir haben in der Banndienststelle nächtelang Einberufungsbefehle geschrieben für ältere Männer, die dann in die Belowkaserne gebracht, dort notdürftig uniformiert und bewaffnet wurden.

Eine Einheit dieser alten Herren hat man nach Ens Dorf in die Bunker des Westwalles verlegt. Schon nach ganz kurzer Zeit wurden sie von den Amerikanern kassiert und traten eine weite Reise nach Amerika in Gefangenschaft an.

An einem sonnigen Tag haben wir vom Balkon der Banndienststelle aus der Tätigkeit von Jagdbombern über der Stadt zugesehen, als ein Flugzeug abgeschossen wurde. Der Pilot kam am Fallschirm herunter. Einige Jungen schnappten sich Maschinenpistolen und fuhren mit Motorrädern los, um den Flieger festzunehmen oder gar umzulegen. Die Polizei oder die Feldgendarmarie aber war schneller am Ort des Absprungs und nahm den Pilot gefangen. Man kann wohl sagen, daß es besser so war, denn wenn die schießwütigen jungen Burschen den Flieger getötet hätten, wäre nach dem Krieg bestimmt eine Untersuchung über den Vorfall gewesen.

In den letzten Novembertagen begann der Artilleriebeschuß auf die Stadt Saarbrücken. Eines der ersten Geschosse ging in der Nähe der Bismarckbrücke nieder. Wir hörten in der Banndienststelle den Knall, nahmen aber wenig Notiz davon. Ein Junge brachte kurz darauf einen noch heißen Granatsplitter, und nun wußten wir, was los war. Die ersten Schüsse fielen ziemlich unregelmäßig und in großen Zeitabständen. Es wäre interessant zu wissen, wo damals die Geschütze standen. Ich glaube, daß diese neue Situation zwar für die Bevölkerung der Stadt Saarbrücken neue Sorgen und neue Ängste brachte, aber andererseits war man durch die vorangegangenen Fliegerangriffe an viel stärkere Brocken gewöhnt.

Die Bedrohung aus der Luft durch Bombenteppiche wie am 14. 10. und 9. 11. und die Luftminen, die plötzlich und ohne Warnung abgeworfen wurden, hat man als schwerwiegender empfunden.

Seit den schweren Angriffen hausten viele, hauptsächlich ältere Leute und Kinder, die nicht gezwungen waren, einer beruflichen Tätigkeit oder einem befohlenen Einsatz nachzugehen, Tag und Nacht in den Bunkern und Stollen, die es ja in Saarbrücken reichlich gab. Immerhin hatte der Artilleriebeschuß zur Folge, daß die Räumung der Stadt von der Bevölkerung irgendwann akut wurde. Die freiwillige Abwanderung aus der Stadt nahm nun stärker zu und dies unter den schwierigsten Bedingungen. Seit geraumer Zeit gab es keinen geregelten Zugverkehr mehr und die ständige Luftgefahr ließ die Abreise zu einem gefährlichen Abenteuer werden. Schließlich wurde am 6. Dezember vom Polizeipräsidenten die offizielle Räumung angeordnet.

Ende November oder Anfang Dezember mußte ich Vervielfältigungen von irgendwelchen Befehlen — ich glaube, es waren Volkssturmstellungsbefehle — beschaffen. In dem Gebäude der Zeitung „NSZ-Westmark“, in der Nähe des Bahnhofes, nach dem Krieg das Verlagsgebäude der Landeszeitung, stand eine Vervielfältigungsmaschine. Außer einem Hausmeister war in dem großen Bau kein Mensch mehr da. Der Hausmeister konnte mir kein zugeschnittenes Papier geben und wollte sich auch wegen des in dieser Nacht stärkeren Artilleriebeschusses in Deckung begeben. Ich habe mir dann große Papierbogen auf der Pappschere auf Format zugeschnitten, was ziemlich mühsam war. Alleine in dem großen dunklen Haus war es doch etwas ungemütlich. Die tiefe Stille wurde nur ab und zu durch das Pfeifen und Krachen der Granaten unterbrochen. An diesem Abend saß in nächster Nähe im Saarstollen meine Mutter, die dort auf eine Möglichkeit zur Abreise wartete.

In den letzten Tagen in der Bismarckstraße merkte man deutlich das Näherrücken der Front. Wenn nun wegen des bedeckten und etwas nebligen Wetters keine Fliegertätigkeit war, so konnte man von weitem ständig ein dumpfes Grollen und Rumpeln hören. Oft zitterte das ganze Haus wie bei einem fernen Erdbeben. Zu dieser Zeit waren die Amerikaner schon bis Saarlouis und in den Warndt vorgedrungen.

Nun wurde der Bann, bisher untergebracht im Lager Halberg und in der Dienststelle Bismarckstraße 13, verlegt nach Battweiler, einem kleinen Dorf etwa 15 km nordöstlich von Zweibrücken. Ich fuhr zusammen mit dem Hauptstammführer in einem kleinen Lieferwagen mit. Einige km von Battweiler entfernt — es war schon gegen Abend — sahen wir am Straßenrand eine Kuh liegen. Damals wurde versucht, den gesamten Viehbestand der in Lothringen angesiedelten „reichsdeutschen“ Bauern von der vorrückenden Front in Sicherheit zu bringen. Für das Vieh, das nicht gewohnt war, längere Zeit auf harten Straßen zu gehen, war dies eine schwere Strapaze. Die Kuh, die dort am Straßenrand lag, stammte anscheinend aus einem solchen Viehtrieb. Kurzerhand ließ mich der Hauptstammführer aussteigen, mit dem Befehl, die Kuh nach Battweiler zu bringen. Nach einiger Mühe gelang es mir, die Kuh, die ich an den Hörnern packte, auf die Beine zu stellen. Ich legte ihr mein Koppel um den Hals und versuchte, sie wegzuführen. Das ging aber nur eine kurze Strecke gut. Die Kuh wollte einfach nicht. Sie ging von der harten Straße herunter ins weiche Gras und schleppte mich dabei mit. Ein paarmal gelang es mir noch, das Tier wieder auf die Beine und auf die Straße zu bringen, aber immer wieder drängte sie mich in die Wiese, und da ich nicht losließ, wurde ich dabei durch den Schmutz geschleift, bis schließlich das Koppelschloß riß. Da stand ich nun neben der Kuh und mußte aufgeben. Etwas beklommen wegen des nicht ausgeführten Befehles machte ich mich auf den Weg in Richtung Battweiler. Inzwischen war es dunkel geworden. Von weitem hörte man Flakfeuer und am Nachthimmel blitzte es ab und zu. Da ich keine Ahnung hatte, wie weit es noch bis zum Dorf war, kam ich mir in der einsamen Gegend etwas verlassen vor. Schließlich war ich doch am Ziel.

Der Bannführer fragte mich stirnrunzelnd, wo ich denn herkäme, schmutzig und ohne Koppel. Als ich die Geschichte von der Kuh berichtete, lachte er.

In Battweiler waren wir zum Teil in der Schule und zum Teil in Privatquartieren untergebracht. Ich erhielt zusammen mit dem Hauptstammführer ein Doppelzimmer. Nachdem ich viele Wochen meist auf dem Fußboden geschlafen hatte, war die Freude über das Bett groß. Das Vergnügen war aber nur von kurzer Dauer. Schon am zweiten Tag sagte der Hauptstammführer zu mir: „Du kannst heute Nacht nicht hier schlafen, ich bekomme Besuch.“ Der Besuch war eine Mädelführerin und beim Weggehen hörte ich, wie er dem Mädchen — um literarisch zu imponieren — Rainer Maria Rilke vortrug: „Reiten, reiten, reiten, den Tag und die Nacht.“ Draußen regnete es in Strömen und ich hatte eine Stinkwut auf den Hauptstammführer und den „BDM-Trampel“, der mir mein schönes Bett streitig machte. Ich dachte noch darüber nach, ob er wohl die ganze Nacht Verse und Prosa vortragen wolle oder ob er noch etwas anderes vorhabe, und suchte mir eine Schlafgelegenheit. Als ich schon

ziemlich durchnäßt war, fand ich die Schule. Dort warf ich mich einfach zwischen die Schlafenden, die brummend Platz machten, zog mir die Mütze ins Gesicht und schlief ein mit dem Gedanken, morgen früh hast du eine Lungenentzündung. Das war natürlich nicht der Fall, denn mit 16 Jahren kann man einiges vertragen.

Eines Tages schoß in Battweiler ein Jagdbomber eine Scheune in Brand. Der Flieger überflog mehrmals das Dorf und einige von uns versuchten, mit Gewehren auf ihn zu schießen. Wir rannten dabei mehrmals um die Schule herum, weil aber das Überfliegen zu schnell ging, kam niemand zu einem Schuß. Mit etwas Glück war es durchaus möglich, mit einem Infanteriegewehr ein tieffliegendes Flugzeug abzuschießen. Solche Abschüsse kamen einige Male vor, und die Schützen bekamen dafür das Eiserne Kreuz. Jedesmal, wenn das Flugzeug in der Kurve lag, konnten wir den Piloten in der Kabine erkennen. Daß er dabei grinste, war natürlich nur Einbildung von uns.

An einem Samstag-Abend suchte ich beim Bannführer um Urlaub nach für zwei Nächte und einen Tag. Ich wollte nämlich nach Bildstock mein Mädchen besuchen. Der Urlaub wurde mir gewährt. Die Entfernung von Battweiler nach Bildstock betrug etwas mehr als 40 Kilometer. Fahrgelegenheit gab es nicht. Ich rechnete also je eine Nacht für Hin- und Rückmarsch und einen Tag bei meinem Mädchen. Um 8 Uhr abends durfte ich gehen. Als ich aus dem Haus trat, stand ich in völliger Dunkelheit. Der Himmel war ganz bedeckt, und man sah die Hand vor den Augen nicht. Straßenbeleuchtung gab es selbstverständlich nicht; die Vorschriften über die absolute Verdunklung wegen Fliegergefahr wurden streng beachtet. Die größte Schwierigkeit bestand zunächst darin, überhaupt aus dem Dorf heraus und auf die Landstraße zu kommen, dabei bin ich ein paarmal gegen Gartenzäune, Häuserecken und Scheunentore gestoßen. Als ich glücklich auf der Landstraße gelandet war, konnte ich mich etwas orientieren, weil der Streifen des bedeckten Himmels zwischen den Chausseebäumen um eine winzige Nuance heller erschien als die Baumkronen. Ich marschierte also mit dem Blick nach oben gerichtet in Richtung Zweibrücken. In Zweibrücken angekommen, ging ich zum Bahnhof und frug, ob ein Zug in Richtung Neunkirchen führe. Der Beamte sagte, irgendwann würde wohl ein Zug fahren, aber ob das in zwei oder in vier oder in sechs Stunden sei, wäre noch nicht bekannt. Da nahm ich doch lieber die Straße wieder unter die Füße. Zwischen Zweibrücken und Einöd hörte ich ein dumpfes Grollen und ab und zu blitzte es. Das waren die Geräusche der nahen Front. Damals hatte ich keine Vorstellung davon, wie die Frontlinie verlief. Tatsächlich waren die Amerikaner schon in den südlichen Bliesgau vorgedrungen, und es wurde um Habkirchen und Medelsheim gekämpft.

Kurz nach Einöd kam ein Soldat auf einem Motorrad. Ich rief ihn an, und er ließ mich aufsteigen. Wir waren ein paar hundert Meter gefahren, als das Motorrad zwischen einer Panzersperre ins Schleudern kam. Der Fahrer und ich flogen quer über die Straße und das Motorrad rutschte mit häßlichem Kreischen noch eine Strecke auf der Straße weiter. Wir rappelten uns auf, und der Soldat stellte fest, daß das Motorrad noch in Ordnung war. Die freundliche Einladung des Fahrers, wieder aufzusteigen, habe ich dankend abgelehnt. Zunächst machte ich Bestandsaufnahme:

Soweit es im Dunkeln zu erkennen war, Uniform total verschmutzt, leichte Verletzungen an einer Hand und an einem Fuß — und noch etwa 25 Kilometer vor mir. Als Marscherleichterung band ich an dem verletzten Fuß die Schuhbänder auf und humpelte los. Bei Schwarzenacker überschritt ich die Blies und ging in Richtung Limbach, von dort aus in Richtung Neunkirchen. Bei diesem stundenlangen Marsch durch die Nacht, über die stillen Landstraßen und durch die schlafenden Ortschaften kam ich mir ziemlich einsam vor, aber das Ziel lockte, und jeder Kilometer, den ich hinter mich gebracht hatte, brachte mich ihm näher. Zwischen Kohlhof und Haus Furpach kam ein Militärlastwagen, und ich konnte mitfahren. Der Wagen fuhr durch Neunkirchen und in Heiligenwald stieg ich aus.

Von hier aus waren es nur noch ein paar Kilometer durch den Wald nach meinem Ziel Bildstock. Es wurde aber viel schwieriger, als ich mir das vorgestellt habe. Den Weg von Heiligenwald nach Bildstock war ich bei Tage schon öfter gegangen. Aber in dieser finsternen Nacht hatte ich es schwer, den richtigen Weg zu finden. Einige Male wußte ich nicht so recht, wie es weitergehen sollte. Ich tastete mich langsam vorwärts, stieß gegen die Bäume und stolperte über Wurzeln. Plötzlich wurde ich scharf angerufen, eine Taschenlampe leuchtete mich an, und ich konnte erkennen, daß Gewehrläufe auf mich gerichtet waren. Zunächst war ich so erschrocken, daß ich kaum ein Wort hervorbrachte. Die Männer, die mich anhielten, waren Soldaten von der Wachmannschaft des russischen Kriegsgefangenenlagers, das sich im Walde in der Nähe des Bildstocker Bahnhofs befand. Die Soldaten hielten mich für einen entsprungenen Kriegsgefangenen, was man ihnen zu dieser Nachtzeit im finsternen Walde und mit meiner etwas merkwürdigen Uniform nicht verdenken konnte. Als sie sich überzeugt hatten, daß ich kein Russe war, wollten sie aber dennoch wissen, was ich hier zu suchen hätte. Als ich ihnen klargemacht hatte, daß ich unterwegs zu meinem Mädchen sei, war ich nicht mehr verdächtig, und ich glaube, daß sie im Dunkeln verständnisvoll gegrint haben. Sie erklärten mir nun, welche Richtung ich einschlagen müsse, und ich ging erleichtert weiter, weil ich nun wußte, daß ich bald angekommen war. Tatsächlich war ich nach kurzer Zeit am Bildstocker Bahnhof. Nun war es aber noch tiefe Nacht, so zwischen 3 und 4 Uhr, und ich konnte die Familie meines Mädchens nicht stören. Ich legte mich im Vorraum des Bahnhofes auf die Bank, nachdem ich den Bahnbeamten, die mich mißtrauisch ansahen, erklärt hatte, warum ich bis zum Morgen hier warten wolle. Als es dann an diesem Sonntagmorgen hell wurde, wartete ich noch, bis ich Rauch aus dem Kamin des Hauses, das mein Ziel war, aufsteigen sah, und klingelte. Die Mutter meines Mädchens war entsetzt, als sie mich sah, denn meine Uniform war keine Galauniform mehr und von dem Motorradsturz waren einige Blutspuren übriggeblieben. Als ich sie überzeugt hatte, daß alles nur halb so schlimm sei, konnte ich mich waschen und bekam Frühstück. Ich war also, abgesehen von den beiden Malen, wo ich eine kurze Strecke fahren konnte, in dieser dunklen Nacht ungefähr 35 km marschiert.

Zwei Tage blieb ich nun in Bildstock, wegen des eigenmächtig verlängerten Urlaubs würde ich mir schon etwas einfallen lassen. Am Dienstagmorgen machte ich mich wieder auf den Weg nach Battweiler. Das

Wetter war wie geschaffen für einen Wandertag. Obwohl ich wahrscheinlich Gelegenheit gehabt hätte, per Anhalter zu fahren — zu dieser Zeit war der „Anhalterverkehr“ oft die einzige Möglichkeit, von Ort zu Ort zu kommen; denn die Front war nahe und wegen der ständigen Luftgefahr fuhren kaum noch Züge — wollte ich zu Fuß gehen. Das ruhige Herbstwetter mit leicht bedecktem Himmel und die grausilberne Atmosphäre war so recht nach meinem Geschmack. Ich wollte den Tag genießen und langsam und gemütlich die Strecke, die ich vor ein paar Tagen in dunkler Nacht gegangen war, bei Tag durchwandern. Zwischen Limbach und Wörschweiler traf ich dann aber einige Jungen von meiner Einheit, die mir sagten, daß unsere Mannschaft inzwischen von Battweiler nach Münchwies verlegt sei. Nun suchte ich so schnell wie möglich nach Battweiler zu kommen, denn dort hatte ich noch meine Sachen liegen. Ich fuhr nun streckenweise per Anhalter und ging zwischendurch wieder einige Kilometer zu Fuß. In Battweiler war noch eine Nachhut unserer Mannschaft, der ich mich anschloß, um nach Münchwies zu kommen. In Münchwies angekommen, frug mich der Bannführer, wo ich „verdammt-nochmal gesteckt“ hätte. Ich erzählte ihm die Geschichte mit dem Motorrad-unfall, wobei ich ziemlich dick auftrug um einen Grund für die Urlaubs-überschreitung zu haben. Er wollte mir anscheinend nicht so recht glauben. Da sagte ich: „Bannführer, ich kann ja meinen verletzten Fuß zeigen“. Darauf sagte er lachend: „Um Gotteswillen, laß den Schuh an, ehe ich Käsfüße riechen muß, will ich dir lieber glauben.“ Die Situation war wieder einmal gerettet.

In Münchwies war meine Schreibstube in der Postdienststelle. Nachts schlief ich auf dem Schreibtisch. Meinen Brotbeutel, der, nachdem mein Tornister am 5. Oktober in der Weyersbergschule verbrannt war, mein einziges Gepäckstück war, benutzte ich als Kopfkissen, und mit dem Mantel deckte ich mich zu.

Nach einigen Tagen hieß es, über Weihnachten würden alle beurlaubt werden und vorher würden wir alle einen Orden bekommen — das Schutzwallehrenzeichen. Dieser Orden war eine bronzene Medaille an einem goldgelbweißen Band. Die Medaille selbst wurde nicht getragen, lediglich das Band im Knopfloch des Waffenrockes, ähnlich wie das eiserne Kreuz zweiter Klasse. Es kamen nun etwa 30 Orden, die natürlich nicht für alle ausreichten, aber da die Bänder ziemlich lang waren, haben wir sie auseinandergeschnitten, so daß jeder ein Stück Band bekam und ungefähr jeder Dritte auch eine Medaille. Die Verleihungsurkunden haben wir vervielfältigt. Als ich bei der feierlichen Ordensverleihung an die Reihe kam, sagte der Bannführer „Dir muß ich natürlich auch eine Medaille geben“ und drückte mir das Stück Bronze in die Hand, worüber ich etwas überrascht war.

Nun kamen auch die Urlaubsscheine und die Dienstreiseausweise, die ich für jeden auszufüllen hatte und die vom Bannführer zu unterschreiben waren. Da es der Bannführer eilig hatte und weg wollte, unterschrieb er alle Urlaubsscheine und Dienstreiseausweise blanko. Die Namen habe ich dann nachträglich eingesetzt. Für mich selbst nahm ich je 2 Formulare, um sie später nach meinem Gutdünken auszufüllen. Am nächsten Tag — es war der letzte Tag vor dem Urlaubstermin — kam der Hauptstammführer zu mir und verlangte irgendeine Aufstellung, für die ich etwa

zwei Stunden Zeit benötigt hätte. Mit seiner zackigsten Befehlsstimme schnarrte er: „Ich erwarte die Aufstellung in einer viertel Stunde — verstanden!“ Ich schnarrte ein ebenso zackiges „Jawoll, Hauptstammführer“ zurück und sah ihm durchs Fenster nach, wohin er ging. Als er verschwunden war, nahm ich Mantel, Mütze und Brotbeutel und setzte mich in Richtung Ostertal ab. Damit endete für mich der „Reichsverteidigungseinsatz West“ und ich fühlte mich frei, obwohl ich mir darüber klar war, daß diese Freiheit nur von kurzer Dauer sein konnte. Ganz gewiß würde ich bald zum Militär einberufen werden; im 6. Kriegsjahr war mein Jahrgang — die 16-jährigen — schon zum Teil eingezogen. Große Gewissensbisse wegen meiner Flucht hatte ich nicht, denn einerseits gab es ja sowieso Urlaub und andererseits waren vor mir schon viele getürmt. Anfang September waren wir über 1 000 gewesen, als ich mich absetzte, waren wir noch etwas über 90. Außerdem hatte ich Urlaubsscheine und Dienstreiseausweise in der Tasche. Wieder einmal machte ich mir einen schönen Wandertag durchs Ostertal, das ich schon von Sonntagsnachmittagsausflügen kannte, nach Bildstock zu meinem Mädchen.

DAS ERSTE SAARWELLINGER SCHLOSS
EIN BAUWERK VON JOSEPH C. MOTTE DIT LA BONTÉ

Die Herrschaft Saarwellingen gehörte während des späten Mittelalters den Grafen von Saarbrücken. Diese hatten sie häufig wechselnd verschiedenen Rittern und Edeln zu Lehen gegeben. In den Urkunden ist dann meist von Burg und Vorburg Wellingen die Rede. Von einer Burg des 16./17. Jahrhunderts wissen wir wenigstens ungefähr, wie sie aussah. Es hat sich eine Skizze erhalten¹⁾, die immerhin so viel verrät, daß der Grundriß dem anderer nassau-saarbrückischer Renaissance-Burgen (Ottweiler, Neunkirchen, Philippsburg) nicht unähnlich war²⁾. Diese Burg ging während des Dreißigjährigen Krieges völlig zugrunde. Weilten die Grafen von Kriechingen, damals Besitzer der Herrschaft, beispielsweise in Saarwellingen zur Jagd, so wohnten sie im Hause eines der Bauern, 1673 bei Theobald Neu³⁾. Der Amtmann residierte wohl auch in einem einfachen Hause — jedenfalls nicht in der Burg.

1766 ließen die Fürsten von Wied-Runkel in Saarwellingen ein neues Schloß erbauen, die rechte Hälfte des heutigen Schloßschulhauses. Als Vorbemerkung zur jüngst veröffentlichten Schloßbeschreibung von 1781 heißt es: *Bei dem Regierungsantritt Celmi Regentis Hochgräflichen Gnaden (Christian Ludwig 1762-1791) war zu Saarwellingen ein alt verfallenes Amtshaus, dasselbe verbrannte aus Unvorsichtigkeit des Gesindes des Bewohners Kammerrat Haan 176 . 4).*

War schon vorher zu vermuten, daß die kriechingischen und neuwiedischen Amtsleute nicht über hundert Jahre lang provisorisch untergebracht gewesen sein werden, so war damit die Existenz eines Amtshauses nach der Burg und vor dem Neubau um 1766 noch nicht bewiesen. Dieses deshalb postulierte erste Saarwellingener Schloß war bislang unbekannt. Glücklicherweise konnten darüber einige Unterlagen und ein Plan gefunden werden.

Im Bestand Kriechingen des Départementsarchivs Metz befinden sich einige lose Blätter und ein colorierter Plan (10 F 407). Es handelt sich vor allem um Reparaturrechnungen und -listen von Amtshaus und Kirche, leider oft ohne Datum. Hier interessieren vor allem eine Kostenaufstellung des Herrn J. C. Motte und der dabeiliegende Plan. Der Vorgang ist nachträglich betitelt worden: *Die Erbauung des herrschaftlichen Amtshauses zu Saarwellingen betref. Vom 20ten Aprilis 1719.* (Falttitel: *Schätzung der 3 Gebäude*).

Mottes Kostenrechnung ist in französischer Sprache abgefaßt. Leider schrieb Motte trotz seiner französischsprachigen Herkunft eine eigenwillige Orthographie. So ist der Text nicht immer verständlich und die Übersetzung manchmal unsicher. Deshalb wurde, um die Eigentümlichkeiten dieses antiquierten Französisch editionsgerecht darzustellen, der Originaltext als Anhang beigegeben.

Memoires des ouvrages que j ai fait pour monsieur Chelait, conseiller de madame la prinsseser daute frise (= d'Haute Frise) dans la conte de Creange.

Denkschrift der Arbeiten, die ich für den Herrn Chelait, Rat der Prinzessin von Ostfriesland in der Grafschaft Kriechingen, gemacht habe.

Erstens: für die erste Reise nach Püttlingen (*petelin*) und Wellingen (*velange*), für das Schätzen des Holzgerüsts (*caracase*) eines Gebäudes in Püttlingen, für den Plan der Schweizerei (*marquarerie* = *marquairerie* - Sennerei) und Schäferei. Und ich habe eine andere Reise unternommen für das Abstecken (*trascefur?*) des Geländes.

Für alles zwanzig Livres [20 Sols = 1 Livre]	20.00
Dann, Fahrt am letzten April 1719 von Sarrelouis nach Püttlingen, Aufenthalt von drei Tagen für die Schätzung einer Schäferei, gebaut von Pistorieus, und des Hauses, wo die <i>fermier</i> wohnen.	
4 Livres 10 Sols den Tag, macht dreizehn Livres 10 Sols	13.10
Dann für zwei Tage Aufenthalt (<i>d'avoir ester</i>) in Wellingen und eine Arbeit in Sarrelouis fünfzehn Livres	15.00
Dann für alle Pläne, soweit alte als neue, dafür achtzehn livres	18.00
Das ganze der vier obigen Artikel macht in der Endsumme sechsendsechzig Livres zehn Sols aus	66.10

Ich, Unterzeichneter, bekenne von Herrn Chelait die Summe von sechsendsechzig Livres zehn Sols für die in dieser Denkschrift aufgeführten Arbeiten erhalten zu haben, dessen ich mich zufrieden und befriedigt und alles entgolten (*bien payer*) halte.

Geschehen in Sarrelouis am zwanzigsten April 1719
In Bestätigung der Wahrheit habe ich unterzeichnet
(*En foy que quoy j'ay signe*)

J. C. Motte

Schätzung der Gebäude, die Herr Rosiée im Dorf Wellingen hat bauen lassen:

Erstens die Schäferei und Schweizerei und Scheune.

Ich habe in der Schweizerei 137 Klafter Mauerwerk, 3 Livres das Klafter (<i>toise quarré</i>) veranschlagt (<i>extime</i>), macht 411 Livres hier	411.00
Dann habe ich gefunden 1124 Balken (<i>soulive</i>) Gebälk, einen zu 20 Sols, macht die Summe von 1124 Livres	1124.00
Dann habe ich 126 Klafter Ziegeldeckung einfach (<i>cimple</i>) gedeckt, gefunden, 50 Sols der Quadratklafter, macht die Summe von 315 Livres hier	315.00
Dann habe ich 20 Klafter Schindeldeckung (<i>bardeau</i>) gesehen, veranschlagt mit 45 Sols das Klafter, macht 45 Livres	45.00
Dann für die Erdbewegung 45 Klafter zu 15 Sols eins, macht 33 Livres 15 Sols	33.15
Dann habe ich für den Ofen, den Kamin, die Dielen, Türen, Glasscheiben und Eisenbeschläge (<i>ferrure</i>) zusammen 125 Livres veranschlagt	125.00
Die Summe der 6 Artikel oben macht 2153 Livres 15 Sols	2153.15

Veranschlagung der Schäferei im ersten Zustand (<i>en lestat quelle est premier</i> , Rohbau?) 145 Klafter Mauerwerk, 3 Livres der Klafter, macht 435 Livres, hier	435.00
Dann 435 Balken Gebälk je 20 Sols eins, macht 403 Livre, hier	403.00
Dann 140 Klafter Ziegeldeckung, 50 Sols den Klafter machen 350 Livres, hier	350.00
Für 45 Klafter Erdbewegung je 15 Sols, macht 33 Livres 15 Sols, hier	33.15
Dann die Schindeldeckung auf 35 Livres geschätzt	35.00
Für das Wölben (<i>la voust</i>) des Gefängnisses (<i>prisson</i>), Ofen, Kamin, Dielen, Scheiben, Tür, Eisenbeschläge zusammen die Summe von 155 Livres veranschlagt	155.00
Außerdem 24 Klafter Holzeinfriedung (<i>muraille a la courd</i>), zu 3 Livres eins, machen 72 Livres, hier	72.00
Für das Dach der großen Pforte, geschätzt auf 6 Livres, hier	6.00
Schätzung der ganzen Schäferei und Gebäude 1489 Livres 15 Sols, hier	1489.15
Die Scheune ganz auf 950 Livres veranschlagt, hier	950.00
Die Summe aller Veranschlagungen beläuft sich auf <i>quatre miles cinq cent nonante trois livres</i>	4593.10
Ich, der Unterzeichnete, bezeuge die obigen Schätzungen (<i>estimations porte dautre part</i>) in Gesamthöhe von 4593 Livres 10 Sols berechnet zu haben	Livres 4593.10

Saarwellingen, den 18. April 1719
Enjoy de quoy jay signé.

J. C. Motte

Veranschlagung der Arbeiten, die noch am Schloß von Wellingen gemacht werden müssen. Zu wissen, ein Wohntrakt (*cors de longis*) und eine Scheune, gleich der, die schon gemacht ist und nach den hier beigefügten Plänen und Aufrissen. Das ganze Gebälk und Fachwerk(?) (*bougilly*) außerhalb der Fundamente, die in Mauerwerk ausgeführt werden, ungefähr zwei Schuh hoch ganz herum und unter den besonderen Stellen (*séparations*), welche die Kamine tragen. Zu wissen drei Böden, einer unten (*par le bas*) auf der Erde aus Eichendielen (*planche de Chine*, wohl *chêne*) und die zwei anderen aus Tannendielen. Ein Ziegeldach, die Türen doppelt gegenüberstehend (*conner à double les portes*) in Holzrahmen, die Scheiben, Eisenbeschläge und Schlösser. Das Ganze verkauft (*vendu* - soll hier wohl "gekauft" heißen), gemacht und vollendet. Wie auch das Gebäude der Scheune in Zimmerwerk (= Fachwerk) und darunter Mauerwerk gemacht und das Dach ebenso wie die vorgenannten, mit den Türen und den für die genannte Scheune benötigten Eisenbeschlägen.

Alle die genannten Gebäude hiavor spezifiziert, durch mich Unterzeichneten für die Summe von

2425.00

veranschlagt, alles nach dem Plan, der durch mich Unterzeichneten gefertigt worden ist, in Sarrelouis am 20. April 1719.

En foy de quoy jay signe

B.P. 2425 Livres

J. C. Motte

Ich habe mitnichten die Schlösser (*les fermeture*) des Hofes und des Gartens, auch nicht die Schweineställe bedacht, die bei 44 Klafter in Fachwerk(?) (*fait en bougilly*), auf 40 Sols den Klafter veranschlagt, 88 Livres hier ausmachen 88.00

Am obigen Tag unterschreibe ich dies

B.P. 88 Livres

J. C. Motte

Das Dokument — alles fortlaufend auf einem Doppelbogen geschrieben — zerfällt in mehrere Teile:

1. Quittierte Rechnungen über Reisekosten nach Saarwellingen und Püttlingen, Veranschlagung von Bauten daselbst und Anfertigung von allen Plänen (66 Livres 10 Sols).
2. Veranschlagung der Kosten der in Saarwellingen durch Rosiée ausgeführten Bauten: Schweizerei (2153 Livres 15 Sols), Schäferei, Hof und Hoftor (1489 Livres 15 Sols), Scheune (950 Livres), insgesamt 4593 Livres 10 Sols.
3. Kostenvoranschlag der am Schloß (*chateau*) von Saarwellingen und an einer Scheune (deren Gegenstück schon steht) noch entstehenden Kosten (2425 Livres), auch der der Türschlösser von Hof und Garten und der Schweineställe (88 Livres).

Jeder der fünf Posten ist gesondert unterschrieben. Man wird sich die Entstehung des Schriftstückes vielleicht so denken können, daß anläßlich der Begleichung der vom Architekt Motte in Rechnung gestellten Summe in Saarlouis über die Kosten und den Fortgang der Arbeiten verhandelt wurde. Die Ergebnisse wurden etappenweise niedergeschrieben.

Bei diesen Unterlagen befindet sich ein colorierter Plan (Abb. 1). Es könnte sich um einen in Abschnitt 3 genannten "*plans et elevation sy jointe*" handeln. Der Plan ist nicht unterzeichnet und nicht gekennzeichnet. Da aber in dem Aktenfascikel nur "Saarwellingener Bausachen" liegen und er mit den aus obigem Dokument zu gewinnenden Bauten und Einzelteilen übereinstimmt, darf man in ihm den Plan des 1719 gebauten Saarwellingener Schloßchens sehen. Diese Vermutung läßt sich beweisen. Auf einer riesigen Karte des Saarwellingener Bannes von 1763 (Abb. 2) ist der Ort eingetragen. Während von den meisten Häusern nur die Front angedeutet ist, sind einige Häuser der "Vorstadt", die Mühlen, die Kirche und das Schloß grob in ihren Umrissen gegeben. Im großen und ganzen stimmt der Grundriß des Schlosses auf dem Plan mit der Karte überein. Wir sind also berechtigt, den Plan als den des Saarwellingener Schlosses seit 1719 anzusehen.

Abb. 1

Abb. 2

Mit dem Bau von Teilen der späteren Anlage war aber nicht erst damals begonnen worden. In einer Denkschrift des Rates Schleiff zur Widerpenstigkeit und Aufsässigkeit der Saarwellingener Bauern berichtet er 1718, daß es den Bauern „gar hart eingehen wollte, zu der zum herrschaftlichen

Interesse alldorten anzulegenden Holländerei und Schäferei die erforderlichen Fröhnen zu tun.“ Aber durch eine Verfügung vom 7. 6. 1715 wurden sie dazu angewiesen. „Es war aber der Anfang gar schläfrig und der Rat Schleiff mußte abermahlen wieder nach Wellingingen reisen, um die Bauern recht zur Arbeit zu bringen, setzte auch aparte einen Procurator fisci, um ihnen desto besser auf den Dienst zu passen, sodann die Nachlässigen oder Widerspenstigen fleißig zu notieren, um sie davor hernach gebührend anzusehen. Dieses Gompelle hat auch soweit seinen Nutzen gehabt, daß es gleich ohne Contrast und Verdruß nicht abgegangen, man doch endlich mit dem Gebäude der Schweizerei, sodann den Mauern, worauf das Holzwerk der Schäferei gesetzt werden soll, noch selbiges Jahr soweit fertig geworden.“⁵⁾

Damals war „Roziert“ als Admodiator (= Pächter, Pachtgeber) eingesetzt, dem damals die Bauern ihre Rückstände von zwei Jahren zahlten.⁶⁾ Motte spricht von der Schäferei, Schweizerei und Scheune, „die Herr Rosié im Dorf Wellingingen hat bauen lassen.“ Anscheinend war es so gewesen, daß Roziert in den letzten der Saarwellinger „herrschaftslosen“ Jahre das Herrschaftsland in Pacht hatte, bewirtschaftete und weiter verpachtete. Als Admodiator errichtete er einige Wirtschaftsgebäude. Wahrscheinlich anläßlich der Ablösung Roziers durch die Herrschaft soll Motte diese Gebäude zu dessen Abfindung schätzen und außerdem einen Plan zur Vervollständigung der Gesamtanlage entwerfen. Da Motte von alten und neuen Plänen spricht, hat er wohl auch die Pläne für Roziert geliefert. Diese galt es 1719 zu erweitern.

Abb. 1

Wie sah das geplante Schloß nun aus? Der Schloßbering, von einer hohen Mauer umgeben, war in drei Bereiche gegliedert: Das Schloß mit Schweizerei und Schäferei, den Hof und den Garten zwischen zwei Scheunen. Alle, mit Ausnahme des Gartens, waren von außen zu erreichen. Schloß, Schweizerei und Schäferei standen hufeisenförmig angeordnet als sogenannte separierte Anlage. Vor dem Schloß entstand ein beachtlicher Hofraum, er wurde durch ein 10 Fuß breites, überdachtes Tor betreten. Der Bau war ca. 50 Fuß lang und 38 Fuß breit (1 toise = 1,949 m = 6 pieds. 1 Klafter = 6 Fuß. 1 Fuß = ca. 0,32 m), also etwa 16.00 auf 11.60 m. Zwischen diesem bescheidenen Haus und den Nebengebäuden blieb beiderseits ein Durchgang von 3,50 m Breite. Der zweistöckige Bau hatte vier Achsen. Die Stockwerke und die Hausecken waren an der Fassade durch gesims- und lisenenartige, sichtbar gebliebene Balken des Fachwerks besonders betont. Das hohe Walmdach (19 Fuß) barg einen großen Speicher, der Licht durch ein Dachgaupenfenster auf der Frontseite erhielt. Ob sich auch auf der Rückseite ein solches Fenster befand, bleibt offen. Den Flur (7 Fuß breit) des Hauses betrat man durch eine mit einem profilierten Sturz versehene Tür. An seinem Ende führte eine zweiläufige Treppe in das Obergeschoß. Vom Flur aus kam man nach links in die Küche (26 x 12 Fuß 6 Zoll). Von ihr gelangte man in die Speisekammer (10 x 12 Fuß 6 Zoll) und in zwei größere, von der Küche her heizbare Stuben (16 bzw. 20 Fuß lang, einheitlich 12 Fuß und 6 Zoll breit). Rechts des Flures gab es unten ein *chambre a feut* (20 x 15 Fuß), von wo aus man einen 15 x 16 Fuß großen Raum heizte. Einen der Räume möchte man als Dienstzimmer des herrschaftlichen Amtmannes ansehen. Der zweite Stock wird von einem großen über die ganze Länge des Hauses reichenden Festsaal beherrscht

(48 x 20 Fuß). Kam man über die Treppe hoch, so hatte man zwei miteinander verbundene Zimmer zur Rechten. Davon war nur das hintere vom Festsaal her zu erreichen. Links der Treppe lag wieder ein *chambre a feut*, welches, durch eine Tür mit dem Saal verbunden, auch zu dessen Heizung mittels einer Takenplatte dienen mußte⁷). Eine Zweckbestimmung der Räume ist nicht eindeutig gegeben, doch bietet es sich an, in den beiden unteren Räumen hinter der Küche die Wohn- und in den beiden oberen Räumen neben der Treppe die Schlafzimmer der Familie des Amtmannes zu sehen. Spezielle Gastzimmer für den Grafen sind nicht vorhanden. Sollte er einmal nach Saarwellingen kommen, was wohl selten genug war, so mußte man die vorhandenen Zimmer dazu herrichten.

Von der Gliederung der beiden Flügelbauten (41,4 x 7,5 m), der Schweizelei und der Schäferei, ist nichts aus dem Plan zu ersehen. Doch dürfte eine Einteilung vorhanden gewesen sein (In den entsprechenden Gebäuden des jüngeren Schlosses wohnte ein Teil des Personals). Durch ihre große Länge, ihre schlichte und niedrige Bauweise lenkten Sennerei und Schäferei den Blick auf das Amtshaus im Hintergrund.

In den Hinterhof (34,8 x 18 m) konnte man durch das Haupttor beiderseits am Schloß vorbei, durch zwei Pforten an den Schmalseiten des Hofes sowie durch zwei Passagen zwischen Scheunen und Umfassungsmauer gelangen. Zwischen den Scheunen lag der geometrisch angelegte Garten. Der ganze Schloßbereich war in allen Richtungen leicht zu durchqueren.

Soweit Plan und Planung von Joseph C. Motte, die offensichtlich nicht vollständig zur Durchführung kamen. Betrachtet man nämlich den skizzenhaften Ortsplan von 1763, so stellt man im Bereich von Hof, Garten und Scheunen doch einige Unterschiede zur Planung der Anlage vom Jahre 1719 fest. Der hintere Hof ist kleiner, der Garten größer und es stand nur eine Scheune! Dies kann auf zweierlei Art geschehen sein. Entweder hat man 1719 nach Plan gebaut und später verändert, oder es ist damals nicht alles gebaut worden. Letztere Möglichkeit halte ich für die wahrscheinlichere, zumal schon im Voranschlag Mottes in Abschnitt fünf nur von *einer* fertigen Scheune die Rede ist, die andere soll noch erbaut werden.

Bleibe noch etwas über den Baumeister Joseph C. Motte "dit la bonté" zu berichten⁸). Er stammt aus der französischen Schweiz und wurde 1651 in in der Diözese Genf geboren. Er wird im Zuge der umfangreichen Baumaßnahmen des Sonnenkönigs in Saarlouis und Homburg an die Saar gekommen sein. 1689 heiratete er Marie Cath. Holz, die Tochter eines Wallenfanger Kirchenschöffen, mit der er 5 Kinder hatte. 1693 heiratete er zum zweiten Mal, und zwar Marg. Girard aus Dillingen-Pachten. Als "architecte et entrepreneur" (1689) hatte er seinen Sitz in Saarlouis. Bekannt ist er als Architekt des Saarbrücker Grafenhauses. Unter Gräfin Eleonora-Clara (1677-1697) begann er 1695 mit dem Umbau und der Erneuerung des südlichen Schloßflügels⁹), der, wie das gesamte Schloß im Dreißigjährigen Krieg und den folgenden Reunionskriegen sehr gelitten hatte. Stengel sagte davon 1735: „Der neue Schloßflügel rechter Hand (vom Eingang durch den Turm) stehet hingegen in annoch guthem Stande, jedoch aber mit gar schlechter commodität von einem ohnerfahrenen Architekt erbauet worden“.¹⁰)

Im Jahre 1700 legte „Monsieur de la bonté“ dem Kurfürsten in Trier Pläne zum Neubau der Moselbrücke vor¹¹). Sie kamen jedoch nicht zur Ausfüh-

rung, als 1717 mit dem Bau begonnen wurde. Unter Graf Ludwig Kraft (Crato) (1697-1713) konnte J. C. Motte 1709 auf dem Halberg ein Lustschloß „à la moderne“ bauen¹²⁾. Schloß „Monplaisir“, 1793 zerstört, repräsentierte mit dem Hauptpavillon und den in Hufeisenform dazugestellten Seitenbauten ebenfalls die separierte Anordnung. Das gilt auch für einen weiteren Schloßbau Mottes. Ebenfalls im Jahre 1709 baute anscheinend er für die Freiherren von Hagen in Lebach das Schloß zur Motten. Auch hier handelt es sich um eine ähnliche Anlage. Doch lagen bei diesem sehr ansehnlichen Komplex, um dessen Erforschung sich J. Jochum verdient gemacht hat¹³⁾, die Ökonomiegebäude U-förmig vor dem Herrenhaus (ähnlich dem heute noch stehenden Schloß Münchweiler).

Zugegebenermaßen handelt es sich bei dem Schloßchen in Saarwellingen um das bescheidenste der bekanntgewordenen Bauwerke des Saarlouiser Architekten. Wahrscheinlich handelt es sich auch um eines seiner letzten. Er starb, siebenzigjährig, zwei Jahre danach am 2. Mai 1721.

Es sei hier noch angeführt, daß auch sein Sohn, François Motte d'Altviller, 1697 in Saarlouis geboren und am 30. 6. 1770 ebenda gestorben, an der Saar als Baumeister wirkte. Unter der Leitung dieses „entrepreneur des fortifications pour le Roy en cette place“ (Saarlouis) entstand von 1755-58 die Deutschordenskomturei in Beckingen¹⁴⁾. Franciscus Motte, „Landmesser und bei der Vestung Saarlouis Baumeister“ hatte 1724 die erste Bannkarte von Saarwellingen gefertigt, indem er „von Stein zu Stein mit dem Rutenmaß abgemessen“¹⁵⁾ hatte, als es darum ging, die Schäden der herrschaftlichen Waldungen durch die Saarwelliger Bauern zu erfassen, die in der französischen Zeit, als die Regierung Saarwellingens in Ostfriesland saß, über 1 000 Morgen Herrschaftswald gerodet und unter den Pflug genommen hatten.¹⁶⁾

*

Anhang (Departementsarchiv Metz, Serie 10 F 407)

Die Erbauung des herrschaftlichen Ambthauses zu Saarwellingen betref. Vom 20 ten Aprilis 1719

Falttitel: Schätzung der 3 Gebäude

Memoires des ouvrage que j ai fait pour monsieur *Chelait* conseiller de madame la prinssese daute frise dans la conte de Creange.

Premierement

pour le premier voyage fait a *Petelin* et a *Velange* et avoir extime la carcasse d une charpant a *Petteling*, avoir fait le plan de la marquarerie et bergerie et j avoir fait un autre voiage pour les trascefur le terrin

pour le tout vingt livres, cy

20 L.

De plus le darnien avril 1719 partir de *Sarrelouis* pour *Peteling* et avoir demurer trois jour pour faires les extimation d une bergerie baptie par *Pistorieus* et de la maison ou demure les fermier, a quatre livre 10 sols par jour, fait treize livres dix sols, cy

13 L. 10 s

De plus pour avoire ester deux jour a *Velange* et un travaille a *Sarrelouis* quinz livres, cy

15 L. 00 s

De plus pour avoir fait tous les plans tant ancien que nouveaux pour cet, dix huit livres

18 L. 00 s

Le tout porte aux quatre articles sy dessus cet montent a la
somme de soixante six livres dix sols, cy 66 L. 10 s

J ay sousigne confesse avoir receu de monsieur Chelait la
somme de soixante six livres dix sols pour tous les ouvrages
porté au presant memoire dont je me tien pour content et
satisfait et bien payer, fait a Sarrelouis le vintieme avril mile
sept cent dix neuf
en foy que quoy j ay signe

J. C. Motte

Extimatio des batiments que le Sr. *Rosiee* a fait construire
au village de *Velange*

Premierement

La Bergerie et marquarerie et grange. J ay trouer dans la
marquarerie cent trente sept toises de malconnerie, extime
a trois livres la toise quarré, fait quatre cent onze livres, cy 411 L.

De plus jay trouer onze cent vingt quatre soulive de char-
pante, extimé a vingt sols lune, font la somme de mile cent
vingte quatre livres, cy 1124 L.

De plus jay troué cent vingte six toises de couverture de
tuille couvert a cimple, extime a cinquante sols la toise quarré,
fon la somme de trois cent quinze livres, cy 315 L.

De plus jay troué vingt toises de couverture de bardaux,
extimé a 45 sols la toise, fait 45 livres 45 L.

De plus pour le deplais de terres, quarante cinq toise, a 15
sols lune, font 33 liv. 15 sols, cy 33 L. 15 s

De plus jay extimé le four, la cheminee, les plancher, portes
et vitre et ferrure, ensemble a 125 livres, cy 125 L.

Dont tout la somme porte aux six article sy dessus ce montent
a celle de 2153 livre 15 sols, cy 2153 L. 15 s

Extimation de la bergerie en lestat quelle est premier.

145 toises de masconneries, extime a trois livres la toise,
font 435 livres, cy 435 L.

de plus 403 soulives de charpante, a ving sols lune, font 403
livres, cy 403 L.

De plus 140 toise ce couverture de tuille, a 50 sols la toise
font 350 livres, cy 350 L.

pour 45 toise de terre enlever, a 15 sols lune font 33 livres
15 sols, cy 33 L. 15

De plus la couverture de bardaux extime a 35 livres 35 L.

De plus pour la voust de la prison, fourd, cheminee, plan-
cher, vitre, porte, ferrure, extimé a ensemble la somme de
155 livres, cy 155 L.

Extimation de ovrages qui faut encor faire au chataux de
Velange

savoir un cors de longis et une grange, pareille a celle qui et deiat faite et seuivant les plans et elevation sy jointe, le tout en bois de charpante et bougilly ors des fondement, qui seront fait de masconnerie dent viron de deux pied dauteur tout auteur et sous les separation pour porter les cheminee. Les trois plancher savoir un de planche de Chine par le bas seure la terre et les deux autre de planche de sapin, le couverture de tuille et conner a double les portes et chassy de menuiserie, le vitres, ferrure et serrure. Le tout vendu, fait et parfait comme ausy le batiment de la grange fait ausy de charpante et masconné par dessous et la couverture de meme que celle sy devant avec que les portes ex ferrure nesessaires pour la ditte grange tous les dit batiments specitié sy dessus extimé par moy soussigne a la somme de 2425 livres. Le tout seuivant le plan qui en at ette dresse par moy sous signe a Sarrelouis le 20 avril 1719
Enfoy de quoy jay signe

J. C. Motte

B.P. 2425 livres

Je n ay point extime les fermeture de la cour et jardin ny les escuiry de cochont qui ce monteront a 44 toise fait en bougilly extime a 40 sols la toise fait 88 livres cy 88 L.

Le jour sy dessus dont jay signe

B.P. 88 livres

J. C. Motte

De plus 24 toises de muraille a la courd, a 3 livres lune, font 72 L.

Pour le couvert de la grande porte, extimé a 6 livres, cy 6 L.

Touttal de lestimation de la bergerie et baptiment 1489 livres 15 sols, cy 1489 L. 15 s

La grange extime ensemble a la somme de 950 livres, cy 950 L.

Touttal de toutes les extimations ce montent a la somme de 4593 livres 10 sols 4593 L. 10 s

Jay sous signe certifie avoir fait les extimations porte dautre parte montent en general a la somme de 4539 livres 10 sols 4539 L. 10 s

Fait a *Velange* le dixhuitieme avril mile septcent dixneuf
enfoy de quoy jay signé

J. C. Motte

ANMERKUNGEN:

- 1) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 22, 3002, fol. 48.
- 2) Dankenswerter Hinweis von cand. phil. Barbara Purbs.
- 3) Staatsarchiv Koblenz, Abt. 56, Nr. 517.
- 4) Die genaue Jahreszahl sollte wohl später nachgetragen werden. Sie fehlt noch zweimal und ist dort wie hier durch einen Punkt ersetzt. Da Christian Ludwig schon 1762 zur Regierung kam, wird der Brand Anfang der 1760er Jahre stattgefunden haben. — Départementsarchiv Metz 10 F 407. — G. Weisgerber, Beschreibung des Saarweller Schlosses aus dem Jahre 1781, in Quellen und Beiträge zur Geschichte Saarweller, Folge 1. Beilage der Saarweller Nachrichten Heft 10, 1969.
- 5) Gemeindearchiv Saarweller. G. Weisgerber, Widerspenstige Untertanen. Quellen und Beiträge zur Geschichte Saarweller. Beilage 17 der Saarweller Nachrichten 1970, Heft 52.
- 6) wie Anm. 5. In der Handschrift heißt er irrtümlich Razier.
- 7) Mit „poille“ gekennzeichnete Räume wurden mit einem Ofen geheizt, der aus Gußplatten bestand und von außerhalb des Raumes geschürt wurde. Die „chambre a feut“ scheinen einen offenen Kamin gehabt zu haben, der durch eine Takplatte in den benachbarten Raum wirken konnte.
- 8) Das Folgende nach H. P. Buchleitner, Saarlouiser Gedenkblätter — Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kreises Saarlouis (Saarlouis 1953), 21-24. Buchleitner brachte im Wesentlichen die persönlichen Daten bei. Was die Tätigkeit Motte's als Architekt betrifft, so schöpft er aus Lohmeyer. — Thieme-Becker, Allgem. Lexikon d. bildenden Künste, Bd. 25, (Leipzig 1931).
- 9) K. Lohmeyer, Saarbrücken, Mitt. d. Rhein. Ver. f. Denkmalpflege 6, 1912, 43. Anm. 61. Abb. 20.21. (Abb. der Originalpläne Motte's).
- 10) wie Anm. 7 — Staatsarchiv Koblenz, Abt. Nassau Saarbrücken, B 397.
- 11) K. Lohmeyer, Johannes Seiz, 68, Anm. 2 (Heidelberg 1914) — Staatsarchiv Koblenz, Kurtrierische Kameralprotokolle, Cameralia Kellerei Trier 357.
- 12) wie Anm. 7, Seite 46. — K. Lohmeyer, Friedrich Joachim Stengel, 123, Anm. 3 (Düsseldorf 1911). Mitt. d. hist. Ver. f. d. Saargegend, Heft 11.
- 13) W. Zimmermann, Die Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis (Düsseldorf 1934) 229. Abb. 168. 169. — Josef Jochum, Das Schloß zur Motten, Geschichte und Landschaft (Beilage der Saarbrücker Zeitung) Nr. 89 vom Februar 1968, S. 3. — J. Jochum, Der Sitz der Herren von Hagen, a. gl. O. Mr. 95 vom August 1968, S. 3. — Dehio-Gall, Die Rheinlande, 564 (München-Berlin 1942²). — Abb. des Torhauses in Saarheimat 14, 1970, S. 247.
- 14) wie Anm. 6, S. 25-29.
- 15) Départementsarchiv Metz 10 F 808
- 16) Vgl. Heimatbuch Saarweller (1974)

De plus pour avoir fait tout les plans de cet ancien
que nouveaux pour cet dix huit liures cy. 18 #
Le tout porte aux quatre articles sy dessus et montent
a la somme de soixante six liures dix sols cy. 66 # 10 s 0
J'ay fait signe Contelle avoir recue de mon sieur Chelaif
La somme de soixante six liures dix sols pour tous
Les ouvrages portés au present memoire dont je me
rien pour content et satisfait et bien payer fait
a Lille le 15 le Contienme au vil mille sept cent
Sept cent dix huit en toy de quoy J'ay signe
J. Motte

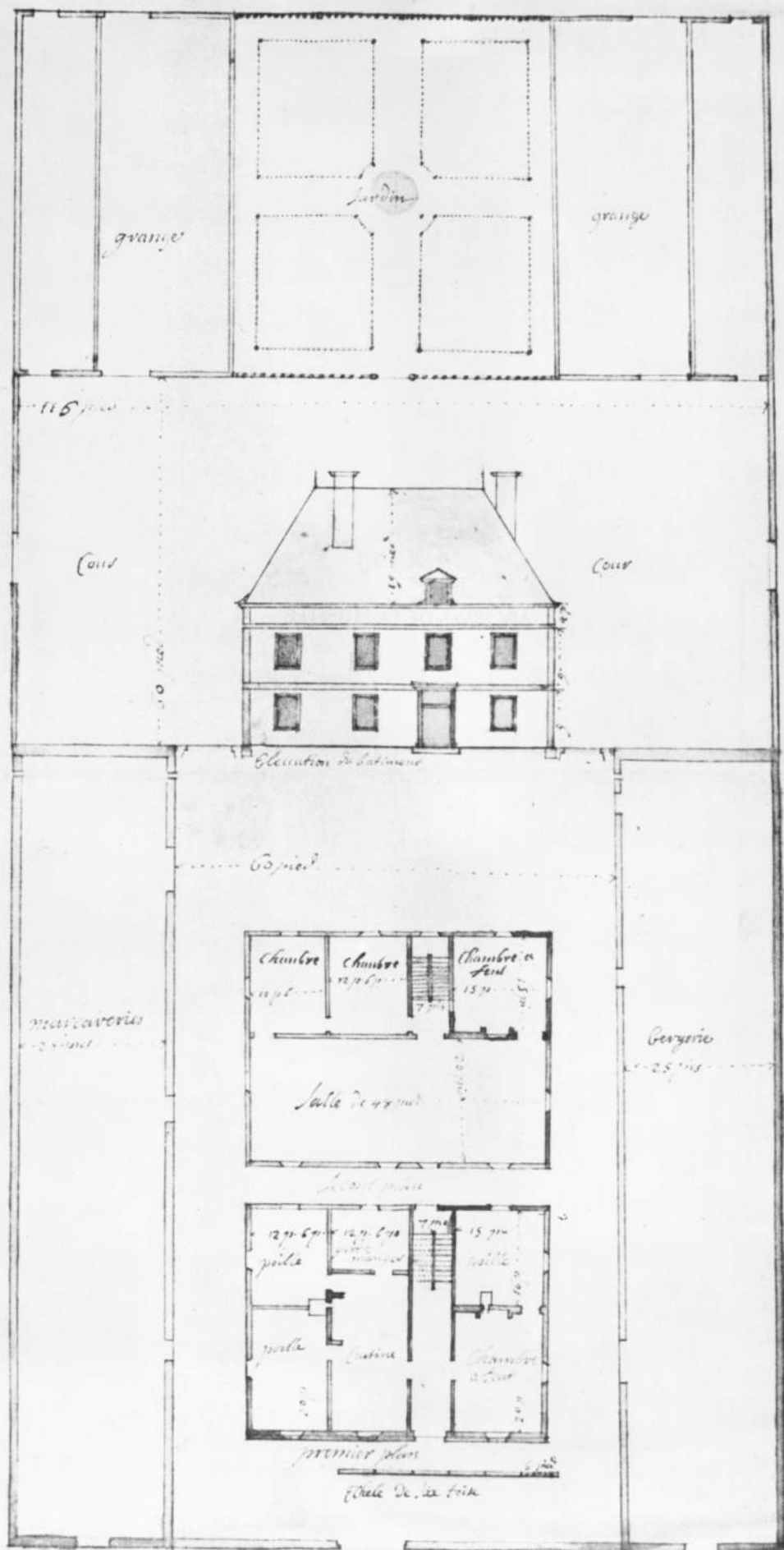


Abb. 1:
Schloß
Saarwellingen,
Plan um 1719
(Archives de la
Moselle, Metz,
10 F 407)



Abb. 2:
Karte des Saarwellinger Bannes von 1763

Titelseite der ersten Ausgabe.
Auf Anordnung der Besatzung
„Neue Saarbrücker Zeitung“
chentlich erscheinen.



